

Baterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und
Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler,
Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von
D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrath.

Günfzehnter Band.
Juni-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Brüder
Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Ht.
abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

- a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze.
- b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch der Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohltätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Errichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit.
- c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt.
- d) Landwirthschaft Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Aufzähld der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten &c.
- e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen, Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr.
- f) Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungs-departemens.
- g) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung.
- h) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte.
- i) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volks sagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

- a) Gesetzgebung.
- b) Verdienstliche Handlungen.
- c) Jubiläen, Gnadenbezeugungen.
- d) Besitzveränderungen adelicher und grossfürstlicher Güter.
- e) Dienstveränderungen.
- f) Unglücksfälle.
- g) Verbrechen.
- h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Necrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

- a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften.
- b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher, Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden daher hiermit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-

Nr inw. 35966 vx

I. Wo bleibt das Geld?

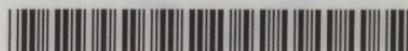
Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 26. Februar 1836 von dem Regierungsrath und Professor Hagen.

F.B.
Da unsere Gesellschaft, eingedenk ihrer ursprünglichen Bestimmung, auch ungeachtet der in ihr die Oberhand gewonnenen Physik, fort dauernd den Namen einer ökonomischen als Haupttitel führt, die Ökonomie aber sogleich an das Geld erinnert, und man es sogar dieser gewöhnlich zur Hauptaufgabe gestellt hat, daß das Geld bleibe, so werden Sie, hochverehrte Anwesende, es mir hoffentlich um so weniger verargen, wenn ich die Frage: wo dasselbe bleibt? Ihrer Berathung vorlege, als ich dadurch zugleich meiner Wissenschaft den ihr hier noch übrig gebliebenen Platz auch ferner vorzubehalten wünsche. Der Ausdruck: gewöhnlich, dessen ich mich eben bediente, kann mir leicht den Vorwurf einer Paradoxie zuziehen, denn worin vereinigen sich wohl die Stimmen mehr, als in Klagen über den Geldmangel, und welche Forderungen erkennst man wohl für dringender, als daß denselben besonders von den Staaten durch gute Ökonomie vorgebeugt werde. Entschuldigen Sie daher, daß ich zu meiner Rechtfertigung mit der sehr alltäglichen Bemerkung beginne, daß jeder nur in so fern Geld braucht, als er sich dafür irgend etwas, was er bedarf oder was ihm lieb ist, zu kaufen wünscht; hat er mehr Geld, als ihm dazu nötig ist, so bleibt ihm, weil er doch mit den Thalerstücken, seitdem sie nicht mehr als Schmuck getragen werden, nichts anfangen kann, nur übrig, sie einem andern als Darlehn zu geben, und ein solches zu nehmen, wird auch wieder Niemand geneigt sein, wenn er nicht etwas dafür sich anzuschaffen, oder ein zu einer

XV 1000

36

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-035966

943.0-30



bereits geschehenen Anschaffung gemachtes Darlehn damit erstatten will. Hieraus ergiebt es schon ganz klar, daß das bare Geld an und für sich kein Gegenstand unserer Wünsche ist und sein kann, sondern nur in so fern, als wir uns dafür das, was wir zu unserm Haushalt und Gewerbe gebrauchen, anschaffen können, und daß also da, wo es nichts zu kaufen giebt, das Geld überhaupt von keinem Nutzen ist. Allein auch selbst das Kaufen mit Geld hat seine eigne Bewandtniß; erhält man es nicht geschenkt, was doch eben nicht der gewöhnlichste Weg der Erwerbung ist, so kann man es sich nur verschaffen, wenn man entweder seine Dienste oder seine Sachen dagegen verkauft, und so hat man sich daher alles, was man sich für Geld erkaufst, eigentlich für seine Arbeit oder seine Sachen angeschafft. Das Verfahren, sich zuerst durch Verkauf Geld zu verschaffen und dafür wieder Waaren oder den sonstigen Bedarf einzukaufen, statt unmittelbar im Wege des Tausches für das, was man haben will, das was man hat, hinzugeben, ist daher nur ein Umweg, der aber bequemer und sicherer zum Ziele führt, weil Silber und Gold — und daraus besteht doch das Geld — sich leicht aufbewahren, ohne Verlust nach Gefallen theilen lassen, und als allgemein beliebte Waaren von jedem gern in Zahlung genommen werden. Der oft sich findenden Schwierigkeit des Tausches, oder den zu finden, der das, was wir eintauschen wollen, gegen das, was wir zu vertauschen haben, vertauschen will, hat daher allein das Geld seine Entstehung und seinen Gebrauch zu verdanken, und es ist daher auch nichts mehr als ein bloßes Tauschmittel, und am wenigsten der Hauptgegenstand der Ökonomie, wenn diese uns, wie es der Name schon fordert, unser Haus bestellen und mit allem, was wir brauchen und wünschen, versorgen soll. Der Grund, woher man zu diesem so allgemeinen Missverständniß gekommen, liegt klar zu Tage. Will man die Größe seines Vermögens bestimmen, so muß man nothwendig doch, um den Werth

der verschiedenen Gegenstände in Rechnung zu stellen, den Werth irgend eines Gegenstandes als Einheit desselben annehmen. In der Vorzeit, als der Ochse das allgemeine Tauschmittel noch war, bestimmte man den Werth jedes Theils der Habe nach der Zahl der Ochsen, deren Werth ihm gleich geschätzt wurde, jetzt bei uns nach der Zahl der Thaler oder Silberstücke, deren Werth wir dem Werth der Sache gleich achten, allein eben so wenig, als damals ein Vermögen von 10000 Ochsen in 10000 solcher Thiere nothwendigerweise bestehen müste, besteht jetzt ein Vermögen von 10000 Thlr. in dieser Zahl von Thalerstücken. Wie wenig dieses auch der Fall ist, zeigt der flüchtigste Überblick. Unser Vermögen, bei dem Aermsten wie bei dem Reichsten, besteht stets dem größten Theile nach in den Sachen und Gütern, welche wir besitzen, und, wenn wir Darlehne gegeben haben, in dem dem Werthe derselben gleichkommenden Betrage der Sachen, welche unsere Schuldner besitzen; niemand, der 1000 Thlr. auf einem Hause oder Landgute stehen hat, verlangt auch, daß sich in demselben Thalerstücke oder Silber befinden sollen; das baare Geld macht nur den kleinsten Theil des Vermögens aus, und sonderbar genug, je reicher jemand ist, desto weniger Geld hat er in der Regel in Verhältniß zu seinem Vermögen; ja wir würden sogar den Millionair für mehr als thöricht halten, wenn er einen gleich großen Theil seines Vermögens baar liegen haben sollte, den die wenigen Thaler in einem ärmlichen Haushalte ausmachen. Unter diesen Umständen ist es auch kein Wunder, daß der Gesamtbetrag des Geldes viel geringer ist, als man gewöhnlich glaubt. Ungeachtet die Preußischen Münzen durch einen großen Theil von Deutschland kursiren, und unser Staat daher nicht blos seine Unterthanen, sondern auch noch die anderer Staaten mit Geld versorgt, so sind doch im Laufe der 66 Jahre von 1764 bis zum Schlusse von 1830, für eine Bevölkerung, die nicht weniger als 52 Millionen Thaler jährlich zur Königlichen Kasse

abzutragen hat, doch nicht mehr als für 178 Millionen Thaler in Silber und für 70 Millionen Thaler in Gold ausgeprägt, und wie viel von diesen Münzen verloren gegangen, läßt sich schon daraus entnehmen, daß unter denselben 18 Millionen 2 ggr., Achtzehner und Sechser und 5 Millionen Preuß. Dukaten waren, die bald eben so wie die alten Thaler Kabinettsstücke werden dürften. Noch weniger aber sollte man vermuthen, um wie vieles geringer der Betrag des nicht ausgemünzten Goldes und Silbers in einem Volke ist. Schon als in der Französ. Revolution das Gold und Silber eingeschafft werden mußte, zeigte es sich, wie sehr der Glanz desselben besticht, und wie übertrieben die Meinung von dem darin steckenden Werth ist; aber noch mehr bewährte sich dieses hier bei uns, als im J. 1809 die damaligen Bedrängnisse des Finanzhaushalts die Versteuerung des Goldes, des Silbers und der Juwelen nothwendig machte. Obgleich früher bei uns der Luxus hauptsächlich im Silbergeräthe getrieben wurde, von welchem im Kriege verhältnismäßig wenig geraubt war, obgleich sich in jedem nur einigermaßen begüterten Hause eine Menge alter sogenannter Familienstücke befanden, obgleich die höheren Staatsbeamten und viele reiche Privatpersonen aus Berlin ihre kostbarenkeiten nach Königsberg gerettet hatten, obgleich endlich die Katholische Geistlichkeit alles, was sich nur von den Altären der reich dotirten Kirchen des Ermelandes entfernen ließ, dem Staat zum Opfer weichte, und überhaupt von den Communen und Privatpersonen alles mit einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit zur Versteuerung gebracht wurde, daß der Herr Minister v. Altenstein, damals Finanzminister, sich am 25. März 1809 zu einem Rescripte veranlaßt fand, welches in den Akten der Regierung vergraben liegt, dessen Mittheilung, als eines gewiß seltenen Ehrendenkmales der Staatsverwaltung und des Volkes, ich mir aber hier nicht versagen darf; es lautet:

„Wenn Fälle vorkommen, wo Personen aus allzu-

strenger Gewissenhaftigkeit einen zu hohen Werth ihrer Jouwelen angeben, so muß deren Gewissenhaftigkeit zu Hilfe gekommen und ihnen erklärt werden, daß es nicht die Absicht sei, den höchsten Werth von ihnen als Abgabe zu nehmen, sondern nur das, was sie selbst dem Staate als Opfer im Verhältniß zu dem gewöhnlichsten Werth ihrer Jouwelen zu geben geneigt seien. Was die Ringe und Dosen anbetrifft, welche Individuen für litterarische, militairische oder sonstige Dienste erhalten, so müssen solche als Ehrenzeichen abgabenfrei bleiben, wenn die Besitzer nicht freiwillig eine Abgabe davon entrichten wollen. — Es liegt daran, daß alle Härte von der Ausführung der Verordnung vermieden und daß alle Missverständnisse gehoben, mithin auch die Einzelnen belehrt werden.¹¹ obgleich bei einem solchen Geiste, wie ihn dieses Rescript bestätigt, wohl wenige der hier damals aufgehäuften Kostbarkeiten der Versteuerung entzogen sein dürften, so ergab es sich doch, daß nicht mehr als 56 Mark Gold und 48239 Mark Silber, also noch nicht einstens 700000 Thlr. an Werth im Volke vorhanden waren. Aber wie wäre es auch möglich, daß in einem Lande, welches wie das unsrige nicht zu den besonders begüterten gehört, die Masse Gold und Silber in Geräthen eine noch größere sein sollte? A. v. Humboldt hat sich die verdienstvolle Mühe gegeben zu ermitteln, wie viel die jährliche Ausbeute an diesem Metalle beträgt, und ungeachtet seiner unendlichen Belesenheit und der seltenen Mittel, die ihm zu diesen Untersuchungen zu Gebote standen, hat er die Gesammtsumme aus sämmtlichen Bergwerken der Erde nur auf 249 Millionen Franken oder 67 Millionen Thaler ermitteln können, ein Werth, der schon von den Eisenwerken in England, welche jährlich 13½ Mill. Centner Eisen liefern, überstiegen wird, und der gegen den Werth aller andern Erzeugnisse in Baumwolle, Wolle, Kupfer &c. wenig in Betracht kommt. Ich hoffe daher auf eine Rechtfertigung Anspruch machen

zu können, wenn ich behauptet habe, daß das Geld nicht einen so beträchtlichen Theil unseres Reichthums ausmache, als man gewöhnlich glaubt, und daß daher auch in dieser Beziehung die vorliegende Frage: Wo das Geld bleibt? nicht von derjenigen Wichtigkeit ist, die man sich geneigt findet, ihr beizulegen. Aber, wird man mir wahrscheinlich erwiedern, wenn das Geld auch nicht einen so beträchtlichen Theil unsers Vermögens ausmacht, so ist es doch ein so nothwendiger und wesentlicher, daß, wenn es fehlt, alle Industrie stockt, der Handel darniederliegt, und überhaupt die Bereicherung aufhört, die bei den Einzelnen doch nur von dem Geldumlaufe, bei den Staaten aber von der günstigen Handelsbilanz abhängt. Allerdings ist es wahr, daß kein Gewerbetreibender sich bemühen wird Waaren zu fertigen, wenn er nicht die Aussicht hat, sie auch verkaufen zu können; aber, daß zum Kaufen Geld, also Gold und Silber, durchaus nothwendig sei, und daß man also, wo dieses fehle, nichts zu verkaufen hoffen dürfe, ist eine Voraussetzung, die sich schon durch das Papiergeeld widerlegt, welches jeder eben so gern im Verkauf annimmt, als dafür alles, was man haben will, zu kaufen ist. Gesetz der Staat bezahle seine Lieferanten mit 100000 Thalerscheine, diese geben sie wieder bei ihren Einkäufen in Zahlung, die Empfänger derselben wieder weiter ihren Verkäufern, und wenn sie so vielleicht durch hundert Hände gegangen sind, nehme der Staat sie wieder mit seinen Abgaben ein, so sind alle diese Kaufgeschäfte, und eben so die Abgaben, ohne Gold- und Silbergeld berichtigt. Ein Verkauf gegen Scheine ist aber stets ein Geschäft, bei welchem wir nicht den Werth desselben empfangen, sondern ihn dem Aussteller der Scheine creditiren, und da der Credit stets seine Grenzen hat, so ist es eben so unmöglich, daß, wenn der Scheine statt des baaren Geldes zu viele werden, der Verkehr sicher sein kann, als seine Leichtigkeit behindert werden muß, wenn das zur Ausgleichung der Zahlungen und zur Berichtigung

kleiner Summen erforderliche Geld fehlt. An baarem Gelde darf es daher allerdings nicht mangeln, aber je größer wieder die Geschäfte, besonders die Beträge der einzelnen sind, desto weniger ist wieder im Verhältniß zu denselben, Geld erforderlich. Der Detailhändler empfängt den ganzen Betrag seines Umsatzes in Geld, bei dem Großhändler erspart der Wechselverkehr den beträchtlichsten Theil der baaren Zahlungen, und nun gar bei dem Handel zwischen Nationen kann der noch erforderliche Betrag der letztern oft außerordentlich gering sein. Es ist ja eine bekannte Sache, welche ungeheure Zahlungen in London häufig mit gar nicht bedeutenden Geldsummen ausgeglichen werden, und daß der Handel, der in dem rohen Zustande der Gesellschaft vom Tausch- und Barattgeschäft ausgeht, mit dem Fortgange der Kultur und der Ausbreitung des Verkehrs wieder zu denselben zurückkehrt, und so die ihm gewöhnlich zugeschriebene Abhängigkeit von dem sogenannten Geldumlauf widerlegt. Nur die nicht seltene Verwechslung des Bewegten mit dem Bewegenden, der Ursache mit der Wirkung, hat dem Geldumlauf, über welchen Büsch noch ein dickes Buch schrieb, den wichtigen Einfluß auf die Gewerbsamkeit zugeschrieben. Man kauft nur eine Waare, wenn man sie zu gebrauchen, oder durch ihren Wiederverkauf zu gewinnen, überhaupt durch ihren Besitz seinen Zustand zu verbessern gedenkt, und da man das Geld nur weggiert, wenn man kauft, so ist auch der Geldumlauf nur die Folge, und eben so wenig die Ursache des Handels, als bei einer Mühle die Umdrehung des Rades die Strömung des Wassers hervorbringt. Nicht weil das Geld rasch umläuft, ist der Handel belebt, sondern weil der Handel geht und viel gekauft und verkauft wird, geht auch das Geld in schnellem Umlaufe aus Hand in Hand, aber die wohlthätigen Folgen, die sich dabei zeigen, sind nicht die des Geldumlaufs, sondern die des Handels, der jedes Ding in diejenige Hand bringt, welche dessen am meisten bedarf, und für welche dasselbe

daher den größten Werth hat; denn ohne den Handel bringt das Geld nichts ein, mag es auch, aus einer Hand in die andere gegeben, durch noch so viele seine Runde machen; benußt im Handel erleichtert es denselben durch die Entfernung der den Tausch behindern den Schwierigkeiten sehr, und indem es so durch den Handel mittelbar der ganzen Gewerbthätigkeit förderlich wird, ist der Einfluß desselben auf diese, wenn auch nicht in der Art, wie man es gewöhnlich annimmt, doch so bedeutend, daß die Untersuchung, wo das Geld bleibt, und wenn es verschwindet, welche Folgen dieses haben wird, zu den wichtigen gehört, auch wenn man die Ueberzeugung gewonnen, daß Gold und Silber nicht den beträchtlichsten Theil unseres Reichthums, geschweige denn den ganzen, ausmacht.

Wenn man über Geldmangel klagt, so lassen sich nur drei Fälle denken, entweder das Geld ist aus dem Hause, oder aus dem Staate, dem wir angehören, also nur für uns verschwunden, oder es ist überhaupt verschwunden und weniger geworden.

Für den ersten Fall ergeben sich gewöhnlich die Ursachen ziemlich klar, und wir können daher die spezielle Erörterung derselben, sobald er eintritt, jedem Betheiligten anheimstellen. Im zweiten Falle, wenn es im Staate an Geld fehlt, soll die Verringerung desselben dadurch erfolgt sein, daß ein höherer Werth an Waaren eingeführt, als ausgeführt ist, daß also die Differenz mit Geld hat bezahlt und dieses daher hat über die Grenze geschickt werden müssen. Dem Handel läßt man die Schuld der Verminderung des Geldes tragen, aber man erkennt es ihm auch rühmlichst an, daß er es ist, der den Geldreichthum eines Landes vermehre, wenn durch ihn mehr an Waaren ausgeführt als eingeführt, und also zur Deckung der Mehrausfuhr Geld eingeführt werden muß. Von dem Verhältniß der Werthe der Ausfuhr zur Einfuhr, oder der sogenannten Handelsbilanz, soll daher das Heil oder Un Glück der Völker abhängen, und man mache es den

Regierungen zur Pflicht, den Handel so zu leiten, daß die Handelsbilanz stets eine günstige bleibe und der Handel stets Geld ins Land bringe. Mit unermüdlicher Anstrengung calculirte man daher aus den Zollbüchern, wie viel die Aus- und Einfuhr aus und nach jedem Lande betrage, und bedauerte schmerzlich, daß in denselben nicht auch die Contrebande verzeichnet stände, um zu einem richtigen Resultat zu gelangen. Doch man tröstete sich, wenigstens annähernd die Wahrheit zu finden, und entdeckte oft zur größten Beruhigung Heil, wo die Thränen das Gegentheil den Unverständigen schliefen ließen. Hatte ein Kaufmann eine Ladung von 100000 Thlr. Werth versendet, und das für an dem Bestimmungsorte durch einen guten Einkauf eine von 150000 Thlr. erhandelt und glücklich nach Hause gebracht, so war dieses nur dem Schein nach ein glückliches, für den Staat aber ein sehr mißliches Geschäft gewesen, denn 150000 Thlr. Waare standen in Zollbüchern als importirt, dagegen nur 100000 Thlr. als exportirt, und die Handelsbilanz hatte sich durch das Geschäft um 50000 Thlr. verschlechtert; ganz anders und brillant stellte sich dagegen die Sache, wenn die Rückladung mit den 150000 Thlr. von Seeräubern genommen oder von den Wellen verschlungen war, denn in diesem Fall waren für 100000 Thlr. Waare ausgegangen, nichts an Waaren war dagegen eingegangen, und die Handelsbilanz hatte sich daher, trotz des Unglücks, nach den Zollbüchern um nicht weniger als 100000 Thlr. verbessert. Raum sollte man vermuthen, daß man auf Berechnungen der Art, die im Unglück so trostreiche Resultate geben können — und viel besser ist auch nicht das Resultat, welches der Wechsel-Cours des Wechsel-Handels wegen giebt — ein Gewicht zu legen im Stande gewesen, und noch weniger, daß man aus denselben einen Schluß auf den Gang der Bereicherung einer Nation glaubte machen zu können. Wäre es auch wirklich möglich, sei es durch die Zoll-Register oder durch den Wechsel-Cours

ZIONICA
Klebezettel
Zobaplusscript

die Handelsbilanz, d. h. das Verhältniß der empfangenen zu den geleisteten Geldzahlungen zu ermitteln, so ergiebt doch schon die einfache Erfahrung, daß Geldempfangen und Reicherwerden nicht gleichbedeutend sind, sondern, daß man, wenn man mit Verlust verkauft, ungeachtet des empfangenen Geldes, ärmer geworden ist. Da der Reichthum des Einzelnen wie eines ganzen Volkes, in dem Werth aller Gegenstände des Besitzes, das Geld aber nur einen Theil, und, wie ich mir zu bemerken erlaubte, noch dazu den weniger beträchtlichsten Theil derselben ausmacht, so folgt schon daraus, daß man aus einer günstigen Handelsbilanz oder aus dem Factum, daß mehr Geld empfangen als gezahlt ist, nicht auf eine Zunahme der Bereicherung schließen kann. Ebenso wie der Kaufmann durch einen günstigen Waareneinkauf, ungeachtet der Versminderung seines Kassenbestandes, reicher wird, kann es auch die Nation unter gleichen Umständen bei der ungünstigsten Bilanz geworden sein, und wenn einmal ein alter Finanz-Praktikus zur nicht geringen Ergötzlichkeit seiner Collegen eine erbauliche Berechnung der Bilanz in Hinsicht der eisernen Nägel vorlegte, so beging er nichts auffallenderes, als was bei der Geldbilanz geschieht, denn eben so wenig als die eisernen Nägel, macht das Gold und Silber unsern gesammten Reichthum aus, und der Schluß von einem Theil auf das Ganze ist bei dem einen, wie bei dem andern, gleich gewagt. Aber eben weil das Geld nur einen Theil unseres Vermögens ausmacht, kann es auch das Ganze nicht vertreten, und es wird also auch weder unsern Bedürfnissen abgeholfen, noch unser Reichthum gesichert sein, wenn wir nur das Geld behalten. Angenommen, daß dieses in einem Lande, welches mit allen Vorräthen versehen ist, der Fall wäre, und daß dasselbe auch umläuft, also zum Ankauf dieser Vorräthe verwendet, und, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, unter die Leute gebracht wird, nichts aber zur Vermehrung derselben geschieht, so wird, wenn diese

verzehrt sind, und auch das Geld geblieben wäre, das Land um den ganzen Betrag dieser Vorräthe ärmer geworden sein, und ungeachtet des Geldes darben. Sollen aber die verzehrten Vorräthe ersezt werden, so kann dieses nur entweder durch Hervorbringung oder durch Ankauf anderer geschehen; zur Hervorbringung hilft aber das Geld nicht, denn aus den Thalerstücken lässt sich nichts machen, und sind diese nur vorhanden, so müssen sie, wenn ein Ankauf geschehen soll, aus dem Lande gehen, und erst wenn dieses geschehen, also wenn die Handelsbilanz die allers ungünstigste geworden, werden die Darbenden wieder ihren Hunger stillen und die Nackten ihre Blößen bedecken können. Der Wohlstand der Völker und die Handelsbilanz sind daher so sehr verschieden, daß es sogar unbegreiflich ist, wie man den ersten von der letztern hat abhängig machen wollen, und daß man auf das Hirngespinnt der Bilanz überhaupt noch irgend ein Gewicht hat legen können, da sie sich weder ermitteln lässt, noch wenn dieses möglich wäre, aus derselben irgend ein Aufschluß über den Vermögenszustand eines Volkes, auch nicht einstens über dessen Geldreichthum, entnommen werden kann, zumal daß dem Verschwinden des Geldes aus einem Lande sich durch eine erkünstelte Handelsbilanz zwar auf dem Papier, aber nie in der That abhelfen lässt, weil die künstlichen Mittel, wie sie das sogenannte Merkantilsystem empfiehlt, im Gegentheil nur einen Geldmangel veranlassen können, wenn sie den freien Verkehr hemmen, welcher nicht nur das beste, sondern das einzige Remedium dagegen ist. Raum bedarf es noch der Erwähnung, daß wenn es an einer Waare fehlt, und dadurch der Werth derselben steigt, man, im Fall dem Verkehr keine Hindernisse entgegenstehen, von allen Seiten schon des Gewinnes wegen bedacht sein wird, durch reichliche Zufuhr dem Mangel abzuhelfen, und eben so wenig, daß bei Gold und Silber dieses gleich wie bei allen andern Waaren der Fall sein wird;

indessen nicht so leicht bequemt man sich zu der Ueberzeugung, daß wenn das Silber in die Form von Thalerstücken gebracht ist, diese auch im Werthe steigen und fallen, und daß, wenn ersteres geschieht, das Zutragen, und wenn letzteres sich ereignet, die Ausfuhr ein gewinnvolles Geschäft wird, und eben so wenig bei Thalerstücken als bei andern Waaren unterbleibt. Der Grund davon liegt darin, daß man die Preise aller Waaren durch die Vergleichung ihrer Werthe mit dem des Thalers bestimmt, mithin durch die Zahl der Thaler, deren Werth ihrem Werthe gleich kommt, ausdrückt, und daß sich also, in wie fern der Werth der Einheit, des Thalers, gestiegen oder gefallen ist, nur aus der Preisveränderung der Waaren ergiebt. Ist der Thaler im Werthe gestiegen, so ist sein Werth dem einer größern Menge Waaren gleich geworden, man muß daher mehr für denselben geben, oder, was dasselbe ist, die Waaren sind, auch wenn ihr Werth unverändert derselbe geblieben, im Preise heruntergegangen, und also wohlfeiler geworden; umgekehrt werden sie theuerer, d. h. man darf weniger geben, wenn der Werth des Thalers gefallen oder geringer geworden ist. Die Rechnung und die Ausdrücke sind verschieden, allein das Resultat und die Folgen desselben sind ganz dieselben. Ist in einem Lande alles wohlfeiler, d. h. haben die Thaler in demselben, weil es an denselben mangelt, einen höhern Werth als in dem andern, so wird man aus dem Lande, in welchem alles theuer ist, d. h. in welchem die Thaler weniger werth sind, alles in dem wohlfeilern ankaufen, und die Thaler werden ohne Zuthun der Regierung von selbst nach dem Lande wandern, wo sie fehlen, und wo man ihrer bedarf. Bei freiem Verkehr ist daher die Besorgniß des Geldmangels eine ganz unnöthige; zeigt er sich, so sorgt schon, bei der Leichtigkeit Geld zu transportiren, die Sucht des Gewinnes ihn gleich zu heben, und nur wo es entweder nichts zu verkaufen giebt, oder wo nur solche Waaren seil stehen, deren man nicht bedarf.

tritt auch der Geldmangel ein. Nicht weil es an Geld mangelt, sondern weil man unseres Weizens jetzt nicht bedarf, fehlt es demselben an Absatz, und als man vor mehren Jahren so sehr über die mangelnde Gelegenheit Darlehn zu erhalten flagte, war nicht der Mangel an Geld, sondern der Mangel an Credit daran schuld; wer zureichende Sicherheit darbieten konnte, bekam auch Darlehne, und sonderbar genug, grade zur Zeit als die Klagen über Geldmangel die dringendsten waren, waren die Kassen der Königl. Bank mit Geld übersfüllt. So bedarf es daher über die Frage, wo das Geld aus einem bestimmten Lande geblieben, und warum es aus demselben verschwunden, keiner weiteren Erörterung; es hat sich nach andern verzogen, wo es höher im Werthe steht, also wo man dessen mehr bedarf, und da das Geld als Geld nur ein Tauschmittel ist, so wird es da desto mehr gebraucht werden, wo der Umsatz stärker ist, und wo es mehr zu kaufen giebt, und es verschwindet nur deshalb aus dem ersten Lande, weil daselbst nicht mehr so viel an Waaren des Besgehrs zu verkaufen ist, und also die Menge der werthvollen Waaren, also auch der Wohlstand abgenommen hat. Das Land ist daher ärmer geworden, nicht weil das Geld aus demselben verschwunden, sondern das Geld ist verschwunden, weil das Land in Folge von Calamitäten arm geworden ist.

Allein bei der Klage über den Geldmangel behauptet man, daß das Gold und Silber nicht blos aus diesem oder jenem Lande verschwunden sei, sondern sich überhaupt vermindert habe. Wo sind denn, fragt man, die Gold- und Silbermassen aufgehäuft, die seit dem Beginne des Bergbaues in den Besitz der Menschen gekommen, und noch fortwährend durch die Aussbeute der Gold- und Silberminen vermehrt werden? Wären sie alle erhalten, so würde sich diese Frage wohl schwerlich beantworten lassen; denn, wenn gleich Zahlen über den Geld- und Metallreichthum stets nur aus der Luft gegriffen sind, so ist derselbe doch schon allem

Anschein nach bei weitem nicht so groß, als er sonst sein müßte. Dass die Ausbeute der Bergwerke im Alterthum sehr bedeutend gewesen, unterliegt keinem Zweifel; zwar sind nur wenige Nachrichten über dieselben, und wahrscheinlich nicht einstens über die ergiebigsten, bis auf uns gekommen, allein schon die bei den Römern und Griechen keinesweges niedrigen Getreidepreise zeigen, dass man für Getreide verhältnismäßig viel Silber hingeben müßte, und dass daher eine große Menge desselben vorhanden und im Umlauf sein müßte, und wenn gleich bei Angaben über den unermesslichen Reichthum der Römischen Großen auch wie gewöhnlich das Vermögen derselben, sogar in Ländereien, mit dem Besitz von Gold und Silber verwechselt wird, so müßte die Masse desselben doch ausnehmend groß sein, wenn z. B. Krösus dem Delphischen Tempel ein Goldgeschenk machen konnte, welches 214 Talente oder 12748 Mark wog; wenn Phidias zu dem berühmten Standbilde der Minerva in dem Parthenon 40 Talente oder 4480 Mark Gold verbrauchte; wenn sich im Schatz des Ptolemaeos Philadelphos 740000 Talente oder beinahe 83 Millionen Mark Gold und Silber befinden konnten, und wenn endlich Berres an Kostbarkeiten aus Sicilien über 100 Mill. Sesterze oder 6125000 Thlr. an Werth während seiner kurzen Prätorschaft zu stehlen vermochte. Alle diese und die vielen andern Nachrichten aus den Klassikern über die in Gold und Silber bestandenen Reichthümer beschränken sich aber größtentheils nur auf das Gebiet der Griechen und Römer, in welchem sich die unbeträchtlichsten Bergwerke befanden; das meiste Gold und Silber erhielten und erbeuteten sie von den Persern und den andern uns wenig mehr als dem Namen nach bekannten Völkern des Morgenlandes, und wie groß müssen daher bei diesen die Vorräthe von edlen Metallen und wie ergiebig die Bergwerke derselben gewesen sein. Während des Mittelalters ruhte der Bergbau auch nicht; der reiche Ertrag, den namentlich die Deutschen

Bergwerke gaben, ist bekannt, aber eben so auch, wie sehr derselbe seit der Entdeckung von Amerika durch die Ausbeute der dortigen Bergwerke überstiegen wurde, welche Europa mit einer solchen Menge von edlen Metallen überschwemmten, daß die meisten Europäischen aufhörten gewinnbringend zu sein und eingestellt werden mußten. Nach Alex. v. Humbolt's Berechnungen würde allein das Silber, welches bis 1803 seit 311 Jahren in Amerika gewonnen ist, zusammengeschmolzen eine massive Kugel von 63 Fuß Durchmesser geben, und mit Hinzurechnung des gewonnenen Goldes 8133 Mill. Thaler an Werth betragen. In dem Verlaufe der letzten 30 Jahre ist noch zu dem Ertrage der Amerikanischen der der Sibirischen hinzugekommen, und man kann jetzt (auch nach Humbolt) den Jahresertrag der bekannten Bergwerke auf 67 Millionen Thaler anschlagen, wozu aber gewiß noch mehre Millionen, welche Afrika und Asien liefern, hinzugerechnet werden müssen.

Wären alle diese Vorräthe von Gold und Silber, welche seit der geschichtlichen Zeit der Erde entnommen sind, in dem Besitz der Menschen geblieben, so sollte man meinen, daß bei der successiven Auflsammlung und Anhäufung derselben, die Klagen über Mangel nie hätten entstehen und noch weniger sich vermehren können. Indessen läßt sich aus dem bloßen Mangel, wenn er auch erwiesen wäre, noch nicht folgern, daß er durch das Verschwinden der edlen Metalle entstanden ist, deren Verbrauch allerdings viel bedeutender ist, als man glaubt. Gold und Silber findet im Ganzen nur eine zweifache Anwendung, theils zu Geräthen und Schmucksachen, theils und hauptsächlich zum Gelde. Steigt der Wohlstand, so steigt auch der Wunsch kostbarkeiten aus Gold und Silber zu besitzen, aber eben so auch der Bedarf nach Geld, weil mit dem Wohlstande auch der Verkehr zunimmt, und zu diesem dann desto mehr Geldstücke als Werkzeuge des Tausches gebraucht werden. Es darf daher nur der Wohlstand der Völker in einem größern Verhältniß, als der Vorrath an edlen

Metallen zugenommen haben, um, ohne daß eine Ver-
minderung der letztern stattgefunden hat, einen Mangel
derselben mehr oder weniger fühlbar werden zu lassen,
und daß in Europa jetzt der Bedarf an Gold und Sil-
ber ungleich größer ist, als er es im klassischen Alters-
thume und im Mittelalter war, leidet kein Bedenken.
Haben wir gleich auch nicht Goldschäze von so unges-
heurem Betrage an einzelnen Orten und bei einzelnen
Besitzern aufgehäuft, wie sie die frühere Zeit aufweisen
konnte, so waren es damals auch im Verhältniß zur
Volkszahl nur wenige, die sich des Glücks, Gold und
Silber zu haben, rühmen konnten, statt daß es jetzt
verhältnismäßig wenige geben wird, die nicht irgend
etwas, wenigstens an Silber, besitzen. Wie verbreitet
sind nicht schon bei uns die goldenen und silbernen
Ringe, die silbernen Uhrgehäuse und nun gar die sil-
bernen Löffel; in andern Ländern, besonders wenn
Silber und Gold zur Volkstracht gehört, findet dieses
aber noch in einem viel höhern Grade statt, und ich
bin erstaunt in Italien oft in bloßen Dorfshherbergen
silberne Messer und Gabel zu finden. Geht aber erst
der Gebrauch irgend einer Waare in die niedern Volks-
klassen herab, so ist er wegen der großen Mehrzahl der
Gebrauchenden, wenn auch jeder nur wenig verlangt,
doch ohne Vergleich viel bedeutender, als wenn einzelne
Reiche auch noch so große Massen zur Schau und Bes-
wunderung auszustellen vermögen.

Aber wahrscheinlich in einem noch größern Ver-
hältniß, als der Gesamtbetrag der goldenen und
silbernen Geräthschaften, hat unstreitig der des Geldes
zugenommen. Gegen den Umfang und Betrieb des
jetzigen Handelsverkehrs kam ja der im Alterthum
nicht in Betracht, welcher von Seiten der Griechen und
Römer größtentheils sich nur auf die Umgebung des
Mittelmeeres beschränkte, und mit dem der andern
Völker nur durch einzelne Karavanenzüge in Verbin-
dung trat. Damals war daher der Umsatz unendlich
viel geringer; mit dem immer größern Umfang, den
der

der Verkehr im Laufe der Zeit mit dem Fortgange der Civilisation und der Vervollkommenung der Schiffahrt gewann, wurde auch der Umsatz vielfacher und erforderter also auch immer mehr Tauschmittel und baares Geld. Ungeachtet des Papiergeedes, des Wechselhandels und der Banken, welche im großen und kleinen Verkehr jetzt einen so bedeutenden Theil der Baarschaft ersparen, ist daher der Betrag derselben gewiß viel größer, als er je in der Vorzeit war. Allein von Preußischen Thalerstücken sollen nach den Münzregistern seit 1764 nicht weniger, als 105173249 coursiren. Mag nun vielleicht schon ein Drittel eingeschmolzen sein, so ist doch schon in 70 Millionen mehr Silber enthalten, als alle Bergwerke in Europa, Sibirien und ganz Amerika nach Humbolts Berechnungen in anderthalb Jahren liefern können. Noch mehr aber muß man über den Betrag erstaunen, welcher im Handel mit der Levante, Tibet, Indien, China und Japan nach diesen Ländern (wie Humboldt bemerkt) den dem Gange der Kultur entgegengesetzten Weg von Westen nach Osten nimmt, und von welchen nur ein Theil im Peltereihandel wieder nach Amerika, und von da nach Europa zurückkehrt. Der Werth desselben soll nicht weniger als 36 Millionen, also mehr als die Hälfte der gesammten Gold- u. Silber-Ausbeute ausmachen. Erwägt man nun noch, welche große volk- und verkehrtreiche Länder, wie Nordamerika, Brasilien u. s. w., in denen man früher an Geld nicht einstens dachte, jetzt eine bedeutende Baarschaft brauchen, so kann man wohl glauben, daß, wenn es auch an manchen Orten und zu manchen Zeiten an Gold und Silber fehlt, doch dasselbe nicht in dem Maße verschwunden ist, als man, sonderbar genug, neben der Behauptung, daß Gold und Silber den unvergänglichen, also den eigentlichen Reichthum ausmachen, die Besorgniß häufig aussprechen hört. Gewiß besitzen unsere Zeitgenossen noch einen bedeutenden Theil der edlen Metalle, die einst den Griechen und Römern angehörten; allein er ist jetzt

in ganz andern Formen, als es früher war, und diese sind in dem Verlauf der zweitausend und mehre Jahre so häufig gewechselt, daß jeder Nachweis des Ursprungs dadurch unmöglich geworden ist. Aber eben so gewiß ist es auch, daß ein sehr bedeutender Betrag des Goldes und Silbers wirklich verbraucht ist und noch jährlich verbraucht wird.

Da die edlen Metalle durch die Einwirkungen der Luft, des Wassers und des Feuers keine Veränderungen erleiden, also die sogenannten Zerstörungen durch die Zeit wenig Einfluß auf dieselben haben, die chemische Verarbeitung des Goldes zu Knallgold und Goldpurpur und des Silbers zu Knallsilber und Höllenstein wegen des sehr beschränkten Verbrauchs dieser Präparate auch wenig von diesen Metallen erfordert, so entsteht der in Betracht kommende Verlust nur durch seine Zersetzung, wenn diese nämlich besonders durch Abreibung in dem Grade geschieht, daß die Kosten der Abscheidung und Sammlung der Gold- und Silbertheilchen, den Werth derselben bei weitem übersteigen. Ungeachtet alle Gold- und Silbersachen schon wegen ihrer großen Kostbarkeit mit vorzüglicher Vorsicht behandelt werden, so ist doch der Werth, der durch die Abnutzung verloren geht, außerordentlich groß. Da das meiste Gold und Silber sich stets in der Form als Geld befindet, so ist auch bei diesem der Verlust bei der Fabrikation und während des Gebrauchs durch das Abreiben der grösste, besonders wenn nicht durch eine gehörige Legirung oder durch einenzureichenden Zusatz von anderm Metalle dem edlen mehr Härte gegeben wird. Bei den in England aus Standart-Silber, welches 14,8 löslich ist, gefertigten Münzen findet sich oft kaum noch eine Spur des Gepräges, und von einer halben Krone, einem Schillingstücke und einem Sixpence, die ich besitze, fehlen am ersten Stücke 15, am andern 29 und am dritten gar 45 Procente. Nach Say hatten in Frankreich die von 1726 bis 1794 für 50 Mill. Liv. geprägten 24-, 12- und 6 Sousstücke bei der

Einziehung über $\frac{1}{4}$ ihres Gewichts verloren, und durch die Abreibung waren an diesen Münzen nicht weniger als 12 Millionen Liv. verschwunden. Auch selbst bei zweckmäßig legirten Münzen, wie die unsrigen, ist die Einbuße beträchtlich. An mehrere 50 Jahre alten Thalerstücken beträgt die Gewichts - Verminderung nach einer sorgfältigen Nachwägung im Durchschnitt 1,1 Procente. Nimmt man an, daß bei allen die Abnutzung in gleichem Maasse vor sich geht, also in 50 Jahren ein Prozent verloren geht, so folgt daraus, daß wenn die 105 Mill. Thalerstücke sich wirklich im Umlaufe befinden, von denselben in jedem Jahre in den Taschen und Geldbeuteln nicht weniger als 21000 Thlr. zurückbleiben. Von den kleinen Münzen reibt sich noch mehr ab, und dazu kommt noch, daß, da man sie weniger beachtet, von derselben eine sehr große Menge wirklich verloren geht. Die Zahl der Griechischen und Römischen Scheidemünzen, die noch immer lächerlich in der Erde gefunden werden, ist ausnehmend groß; aber auch sehr bedeutend ist die Menge der größern und kostbaren Münzen, welche dadurch, daß sie besonders in Kriegszeiten vergraben und vergessen werden, viele Jahrhunderthe hindurch dem Verkehr entzogen bleiben. Der Betrag der allein an Arabischen Silbermünzen in den Ostseeländern aufgefundenen Schäze soll wohl einen Centner übersteigen.

Noch stärker ist der Verlust bei den Gold- und Silbergeschenken, aber er beträgt im Ganzen viel weniger, weil der Gesamtbetrag der edlen Metalle in Geräthschaften dem in Münzen bei weitem nicht gleich kommt. Sind gleich, besonders in den ältern Zeiten, in welchen jeder Herrscher, ja sogar jede Stadt nur Münzen mit ihrem Gepräge courfiren lassen wollte, auch die Münzen häufig umgearbeitet, so haben doch die Gold- und Silbergeräthe einen noch viel öfters Wechsel ihrer Form und dabei den bei jeder Umarbeitung nicht zu vermeidenden Verlust erleiden müssen, der bei den hiesigen Gold- und Silber-Arbeitern

gewöhnlich auf anderthalb bis zwei Procente, se nachdem mehr oder weniger zu feilen vorkommt, angenommen wird. Allein der größte Verlust entsteht nicht dadurch, auch nicht durch das Befassen, was bei den Münzen noch häufiger geschieht, sondern durch das Reinigen. Wird dieses auch noch so sorgfältig verrichtet, so reibt sich doch mit dem Schmuse stets Metall ab; ist es angelauft, so muß sogar das aus Silber-Sulphurat sich gebildete Häutchen heruntergenommen werden, und wieviel Silber bei dem in den Küchen gewöhnlichen Püzen dahingeht, nun das zeigt wohl zur Genüge jeder lange gebrauchte silberne Löffel. Alle Silber- und Goldsachen haben noch dazu eine im Verhältniß zu ihrem Gewichte sehr große Oberfläche, und da die Abnutzung desto größer ist, je dünner sie gearbeitet sind, worin auch die Römer Meister waren, so werden sie auch dadurch desto vergänglicher. Indessen liegt der Grund, woher so höchst wenige Gold- und Silbersachen aus dem klassischen Alterthume bis auf uns gekommen, wohl hauptsächlich darin, daß schon damals viele, besonders die größern und welche dem Staate angehörten, vermünzt wurden, und daß Constantinus der Große noch den letzten Gold- und Silberschmuck der Tempel dazu verwendete.

Der verhältnismäßig größte Verlust ist aber bei dem Golde und Silber, welches zum Plattiren, Vergolden, Versilbern, Ueberspinnen, genug zu allen Operationen gebraucht wird, durch welche andern Materialien eine Gold- oder Silber-Oberfläche gegeben wird. Bei Kupfer, welches mit Gold und Silber, oder Silber, welches mit Gold überzogen ist, hat man freilich durch die sogenannte Auffinirung jetzt eine Methode, um selbst sehr wenige Procente Gold noch mit Vortheil abzuscheiden; indessen wenn es zum Auffiniren kommt, ist in der Regel schon das meiste Gold und Silber dahin; die vergoldeten und versilberten Knöpfe, die Tressen und aus Lahn fertigten Verzierungen werden so lange getragen, als noch die Vergoldung

sich zeigt, und die plattirten Sachen so lange gebraucht, als noch nicht das Kupfer durchscheint. Das Abreiben geschieht aber bei diesen Gegenständen sehr stark und schnell, weil zum Bergolden, Bersilbern und Plattiren nur reines, also sehr weiches Metall angewendet werden kann, und der Theil, der durch das Auffiniren von dem zu diesen Operationen verwendeten Golde und Silber gerettet wird, ist daher stets nur ein kleiner. Von allem Golde und Silber, welches auf Holz, Horn, Leder, Papier und andere Stoffe der Art aufgetragen wird, also von allem Metall, was die Goldschläger verarbeiten, wird auch nicht das Geringste gerettet, und wie groß der dadurch entstehende Verlust ist, lässt sich einigermaßen aus dem Quantum solcher Waaren beurtheilen, die in Frankreich zur Ausfuhr versteuert werden. Obgleich das Quantum, was dort im Lande verbleibt, gewiss eben so groß, wenn nicht noch größer sein mag, so betrug doch die Ausfuhr in dem J. 1831 — in welchem die Ausfuhr an Gold- und Silberwaaren überdies die geringste war, für welches ich aber nur spezielle Nachrichten auffinden konnte — an ächten und unächten Bijouterien 188000 Thlr., an geschlagenen, gewalzten und gezogenen edlen Metallen 412000 Thlr., an Lahn und übersponnener Seide 161000 Thlr., und an plattirten Waaren 555000 Thlr. Nimmt man nun an, daß von diesem Golde und Silber im Durchschnitt nur 30 Proc., außer dem Werthe des Hacons von etwa 50 Proc., verloren gehen, so hat sich durch diese, nur in Frankreich und nur für das Ausland in Jahresfrist versorgten Waaren die Gold- und Silbermasse um den Werth von 200000 Thlr. vermindert.

Wenn nun nach dieser Untersuchung ein ansehnlicher Theil des Goldes und Silbers wirklich verschwindet, so bleibt noch die Frage zu erörtern übrig, welche Folgen muss dieses haben? Die nächste ist offenbar, daß die edlen Metalle theurer werden, als sie sonst sein würden, und die aus dieser hervorgehende, daß viele, die sonst goldene Puzzachen und silberne Geschirre haben

könnten, diese nicht mehr besitzen können, und daß man für jede andere Waare beim Einkauf derselben weniger Geld wird geben dürfen, als es ohne das angehen würde, das heißt mit andern Worten, wenn die edlen Metalle, welche das Material des Geldes ausmachen, weniger werden, so wird erstens die Menge des Gold- und Silberzeuges abnehmen, und zweitens alles wird wohlfeiler werden. Das erste ist ein Unglück, was sich noch immer ertragen läßt, und das zweite ist auch von keinem Belange bei allen Geschäften des Verkehrs, bei welchen mit dem Kauf zugleich die Zahlung geschieht. Denn, da die Werthe aller Gegenstände nach dem Werth des Geldes abgemessen werden, so wird, wenn der Werth des Geldes gestiegen, also der Maastab überhaupt größer geworden ist, das Verhältniß der Werthe der verschiedenen Gegenstände untereinander ungeändert dasselbe bleiben. Der Landwirth wird zwar weniger für seinen Weizen bekommen, aber er wird auch in demselben Verhältniß weniger dem Arbeiter an Lohn und dem Kaufmann für Tuch und Eisen bezahlen dürfen. Ein Nachtheil tritt nur ein bei der Erfüllung früher eingegangener Verbindlichkeiten. Hat Jemand nämlich ein Kapital aufgenommen, oder sich zu einer in Geld bestimmten Rente verpflichtet, so wird er zwar immer nur dieselbe ausbedungene Zahl von Thalerstücken entrichten, aber, weil jeder Thaler mehr werth geworden ist, in der That mehr zahlen müssen. Dieser Nachtheil lässt sich nicht vermeiden, er wird aber dadurch nicht so drückend und oft nicht einstens fühlbar, weil die Silber- und Goldvorräthe sich durch die Abnutzung nur höchst allmählig vermindern, und daß sie geschehen, nur durch die Vergleichung der Werthe aus von einander sehr entfernten Zeiträumen erkennbar wird. Fände daher auch wirklich eine Verminderung der Geldmasse statt, so dürfte sie schon wegen der kaum zu bemerkenden Uebergänge keine Besorgnisse erwecken, sie ist aber auch aller Wahrscheinlichkeit in Europa nicht zu befürchten, wenn

nach Humbolts Berechnung der jährliche Zuwachs des Goldes und Silbers nach Abzug der nach Asien gehenden und der zu Geräthen und Bijouteriearbeiten verarbeiteten edlen Metalle, also der Zuwachs des Geldes in Europa jährlich 23 Mill. Thlr. an Werth ausmacht.

Aber eine ganz andere Gefahr kann uns bevorstehen, ein vermeintliches Glück kann viel Unglück hervorbringen, und die Vermögens-Verhältnisse, die man im Fall dessen Eintreffens gesichert und vermehrt glaubt, völlig zerrüttken. Diese Gefahr ist keine andere, als daß des Goldes und Silbers zu viel werde, und der Vorrath derselben durch die reiche Ausbeute der neu entdeckten Sibirischen Bergwerke auf einmal wachse. Sollte dieses letztere geschehen, so ist die Besorgniß nur zu sehr begründet, so abentheuerlich sie auch erscheinen mag. Die Folgen der Vermehrung der edlen Metalle sind an und für sich nur die umgekehrten, der früher als Folgen der Verminderung angegebenen. Sie werden wohlfeiler werden, und man wird daher vieles von Silber haben können, womit wir uns jetzt von Kupfer behelfen müssen; aber es wird auch wegen des im Werthe gesunkenen Geldes alles theuerer werden. So angenehm das erste sein kann, so wenig Nachtheile bringt das letztere; denn wenn alle Gegenstände gleichmäßig theurer werden, so hat zwar jeder, der etwas kaust, es theurer zu bezahlen, aber er bekommt auch für alles, was er verkauft, in gleichem Maße mehr, und es bleibt nur die Beschwerde, eine größere Zahl von Geldstücke aufzubewahren und zu zählen. Hände die Vermehrung des Gold- und Silbervorraths, wie es bei der Verminderung nur sein kann, allmählig statt, so würden auch die Werthe der edlen Metalle nur in unbemerkbaren Uebergängen sinken, und daraus eben so wenig fühlbare Nachtheile entstehen. Diese Uebergänge fehlen aber gänzlich, wenn durch die Entdeckung reicher Minen auf einmal große Gold- und Silbermassen in den Verkehr kommen, weil alsdann eben so plötzlich die Gold- und Silberwerthe

sinken, und hieraus Folgen entstehen, die ganz denen einer Münzherabsetzung gleichkommen. Jeder Besitzer von baarem Gelde und ausgeliehenen Kapitalien sieht sich plötzlich um einen großen Theil seines Eigenthums gebracht, und wenn in Hinsicht der Darlehne auch dieser genommene Theil plötzlich dem Schuldner zuwächst, so entsteht daraus eine Erschütterung in allen Vermögens-Verhältnissen, deren Folgen oft erst nach Generationen verschwinden. Europa hat eine solche Katastrophe im 16. Jahrhundert nach der Entdeckung von Amerika erlitten, und wie groß die Kalamitäten waren, welche aus der plötzlichen Lieberschwemmung mit Gold und Silber entstanden, davon nur einiges zum Beweise aus der Geschichte unseres Vaterlandes, um so mehr, da wir von keinem andern Lande Untersuchungen haben, die sich mit denen unsers Herrn Dr. v. Groß, über die Veränderungen des Silberwerths in Preußen, auch nur vergleichen lassen. Nach denselben war der Silberwerth während des 15. Jahrhunderts sehr allmählig bis beinahe auf das Doppelte gestiegen, und hatte seinen höchsten Stand im Jahre 1508 erreicht. In diesem Jahre zeigte sich in Preußen der in Frankreich und England schon früher bemerkbar gewordene Einfluß der Amerikanischen Bergwerke; das Silber fiel im Werthe und zwar so rapid, daß es in 20 Jahren wieder auf die Hälfte, und nach andern 20 auf wenig mehr als ein Drittel gesunken war. Zu den vielen Widerwärtigkeiten, mit denen der Marggraf Albrecht zu kämpfen hatte, gesellte sich daher noch eine, die, obgleich sie weniger beachtet ist, doch ihm nicht geringe Leiden zuzog und zur damaligen Finanznoth nicht wenig beitrug, nämlich dieses Sinken des Silberwerths. Da ein bedeutender Theil der Staatseinkünfte, die er als Hochmeister und später als Herzog bezog, in bestimmten Zahlungen bestand, so blieben sie auch dem Namen nach dieselben, allein jede Zahlung, die bei dem Anfange seiner Regierung 100 ausschakte, betrug 1530 nur 56, 1550 nur 38, und beim

Schlüsse seiner Regierung nur $30\frac{1}{2}$; dadurch stiegen aber die Zahlungen, die er zu machen hatte, so, daß das, was ihm im Jahre 1511 100 Mark kostete, im Jahre 1530 mit 176, im Jahre 1550 mit 261, und 1568 mit 326 Mark von ihm bezahlt werden mußte, und es ist zu bewundern, wie unter diesen Umständen und in einer so bewegten Zeit dieser Fürst dennoch so Vieles und Großes vollbringen konnte. Eine Finanzoperation, die, wenn das Silber seinen Werth behalten, für die Staatskasse eine vortheilhafte gewesen wäre, machte noch seinen Nachfolgern große Aufopferungen nothwendig. Um nämlich die Revenuen des Bernstein-Regales sicher zu stellen, schloß er am 9. December 1550 mit den Brüdern Jasky und Georg v. Berken einen Kontrakt, nach welchem diese sich verpflichteten, allen Bernstein zu gewissen für die verschiedenen Sorten bestimmten Preisen für ewige Zeiten dem Herzog und seinen Nachfolgern abzunehmen, und welcher zur größern Festigkeit von dem Könige von Polen bestätigt wurde. Mit dem Sinken des Silberwerths wurden aber die ausgemachten Verkaufspreise immer unzureichender gegen die Kosten der zur Gewinnung des Bernsteins erforderlichen Administration, welche sich die Landesherrschaft vorbehalten hatte, und schon im Jahre 1582 deckten sie diese nicht einstens, weil bei dem gefallenen Silberwerth die Preise nur die Hälfte des ausbedungenen Werthes betrugen. Georg Friedrich wollte daher den Kontrakt aufheben, allein bei dem Widerspruch der Pächter und der Krone Polen glückte ihm dieses eben so wenig als seinen Nachfolgern, und sie waren daher bemüht, durch strenge Gesetze und Controllen den Verlust am Preise durch Mehrgewinn und Verhütung von Defraudationen zu decken. Allein, da das Silber immer mehr sank und erst im Jahre 1655 seinen tiefsten Stand dahin erreichte, daß 100 M. im Jahre 1508, in dem genannten Jahre nicht völlig 17 betragen, so wurde die fährlische Einbuße bei dem Bernstein-Regale immer größer,

und um derselben endlich ein Ziel zu setzen, so benutzte der große Churfürst die Gelegenheit, von den Pächtern die Abtretung des Kontrakts für 40000 Thlr. zu erlangen, und da er diese nicht bezahlen konnte, so mußte er für das Kapital die Aemter Liebstadt, Waldau und Taplaken, und für die Zinsen desselben die Dörfer Nebrau, Schenkenberg, Ellerswalde und Niederzehren bei Marienwerder verpfänden. Eben so wie bei uns waren die Folgen der plötzlichen Vermehrung des Silbers und Goldes damals auch in andern Ländern, und eben so können sie sich auch wieder ereignen, wenn sich in Sibirien ein zweites Amerika eröffnen sollte.

So haben wir daher keine Veranlassung zu besorgen, daß der Geldreichtum sich vermindern werde, und daß, wenn dieses auch geschehen sollte, bedeutsende Nachtheile für unsern Wohlstand daraus erfolgen können, um so weniger, als die Quellen desselben nicht im Gelde, sondern außer in unserm Geiste und in unserer Thätigkeit, nur in den productiven Kräften der Natur zu suchen sind, und, da die erfolgreiche Benutzung der letztern zunächst von ihrer genauen Kenntniß abhängt, so räumt auch die Dekonomie den Naturwissenschaften, als Fundamenten des Reichthums, gern den Vorrang ein.

II. Uebersicht von dem Dienstleben des am
18. November 1835 verstorbenen Herrn
Polizei-Präsidenten Schmidt.

Johann Theodor Schmidt wurde in Elbing geboren am 8. Februar 1773. Sein Vater, der das selbst Bürgermeister war und zugleich das Syndicat der Stadt verwaltete, galt als ein gelehrter Geschäftsmann, der seinem Amte mit unermüdlichem Fleiße vorstand. Seine Mutter, eine Tochter des dort verstorbenen verdienstvollen Bürgermeisters Brackhausen, liebte diesen ihren ältesten Sohn auf das zärtlichste. Er erhielt seine erste Bildung anfänglich durch Privatunterricht, von dem neunten Lebensjahre ab aber auf dem Gymnasium zu Elbing. Im Jahre 1789 bezog er mit dem Zeugniß der Reife die Universität zu Halle und widmete sich hier den Rechts- und Cameralwissenschaften, den letzteren mit besonderer Vorliebe. Hier entfaltete er auch nach und nach die ersten Keime der schönen Anlagen zur Malerei, zur Musik und zur Dichtkunst, welche er bis an sein Ende anspruchlos gepflegt hat.

Im Jahre 1793 hatte er in Halle seine Studien vollendet, und wollte in seine Heimath, die Stadt Elbing, zurückkehren, um sich bei der damaligen Krieges- und Domainen-Kammer in Marienwerder prüfen zu lassen, als ihn in Berlin der Staatsminister v. Struensee kennen lernte und ihn veranlaßte, daselbst zu bleiben.

Schmidt wurde bei der Churmärkl. Krieges- und Domainen-Kammer geprüft und als Referendarius angestellt. Er arbeitete bei derselben aber nur drei Monate, als es bei dem Südpreußischen Departement des General-Direktorii an Hilfsarbeitern fehlte und er dahin deputirt wurde.

Hier wurde er dem Geheimen Ober-Finanzrath Schulz zugeordnet, welcher ihn mit väterlicher Güte in allen Theilen des Kommunal-Dienstes beschäftigte und ihn durch gründliche Anleitung mit dem Geiste und dem Wesen desselben bekannt machte. Nach Verlauf von zwei Jahren wurden ihm die Arbeiten, welche er bei dem Südpreußischen Departement des General-Direktorii geleistet hatte, von der Ober-Examination-Commission als schriftliche Examinations-Ausarbeitungen angerechnet, und er, selbst nach blos mündlicher Prüfung, zum Kammer-Assessor ernannt. In diesem Verhältnisse blieb er bei dem Südpreuß. Departement des General-Direktorii, als die Revolution in Südpolen ausbrach. Nachdem dieselbe gedämpft war, ging die Verwaltung von Südpolen auf den Staatsminister Grafen v. Hoym in Breslau über. Schmidt blieb indessen bei dem Geheimen Ober-Finanzrath Schulz in Berlin mit Abwicklung der dort noch im Geschäftsgange befindlichen Gegenstände beschäftigt. Dann machte er mit demselben eine Departementsbereisung durch ganz Südpolen und begleitete ihn auf dem Rückwege auch nach Breslau, wo ic. Schulz dem Staatsminister Grafen v. Hoym vom Resultat seiner Reise Bericht erstattete.

Als Schmidt nach Berlin zurückgekehrt war, erforderte die Occupation von Neuostpreußen eine bedeutende Anzahl Offizianten, welchen die diesfälligen Geschäfte und Organisations-Arbeiten übertragen werden konnten. Der Staatsminister Freiherr von Schrötter, der aus Preußen nach Berlin kam, war mit den Verwaltungs-Arbeiten der Provinz Neuostpreußen beauftragt, und hatte Vollmacht, die dazu tauglichen Offizianten auszuwählen, welche alle Behörden ihm abzutreten angewiesen waren. Auch der Kammer-Assessor Schmidt wurde hierzu von ihm gewählt, und obgleich dieser sich weigerte Berlin zu verlassen, musste er dennoch folgen. In Königsberg, wohin der Staatsminister v. Schrötter vorausgegangen

war, erhielt Schmidt seine ömtlichen Instruktionen, und wurde zur Verwaltung des Bialystocker Distrikts als Assistent des Krieges- und Domainen-Rath's v. Röbel bestimmt.

Er fand den Distrikt noch von Russischen Truppen besetzt, musste den dortigen Behörden die Magazine und Kassen abnehmen, mit den bisherigen Pächtern der Domainen Abschluß halten und die Steuer-Grundbücher anlegen. Diese Verwaltung dauerte bis zum Juni 1797, zu welcher Zeit die Krieges- u. Domainens-Kammer zu Bialystock eingerichtet und Schmidt bei derselben als dritter Rath mit einem Gehalt von 1140 Thlr. angestellt wurde. Zu seinem Departement erhielt er die Organisationsgeschäfte und Generalien in allen Polizei- und Militair-Angelegenheiten, außerdem aber die Bearbeitung der Domainen-Geschäfte des Goniondzschen und Bialystockischen Kreises. Auch übernahm er einstweilen das Domainen-Departement des Dombrowoschen und Wygryschen Kreises, weil der damalige Departementsrath derselben — ein jetzt hochgestellter Staatsbeamter — auf höhere Veranlassung eine wissenschaftliche Reise durch England machte.

Einige Zeit später, als der Minister v. Schröter das Bialystocker Departement bereiste und eine Änderung des Verfahrens in der Bearbeitung der Generalien in Domainen-Sachen für zweckmäßig fand, wurden diese auf seinen Befehl dem Kriegesrath Schmidt übertragen, dagegen aber demselben — um dieses möglich zu machen — die Militair-Sachen abgenommen. Auch musste er im Auftrage des gedachten Ministers das Plockische Kammer-Departement bereisen, die Ausführung der Dienstaufhebung und Auseinandersezung der Gemeinheiten in demselben untersuchen und darüber unmittelbar an ihn berichten.

Als im Jahre 1805 die Theilnahme Russlands an dem Kriege Ostreichs gegen Frankreich eintrat,



und eine Russische Armee unter dem General v. Benningsen durch das Bialystocker Departement nach Schlesien und Mähren marschirte, mußte Schmidt als Marsch- und Verpflegungs-Commissarius sie von Grodno bis an den Bug begleiten. Ein gleicher Auftrag ward ihm, als die Armee zurückkehrte, indem sie zu spät und schon nach der Schlacht von Austerlitz, die bekanntlich am 2. December 1805 stattfand, an der Schlesischen Grenze angekommen war. Um Ende des unglücklichen Jahres 1806 wurde er mit einem gleichen Auftrage nach Grodno gesandt, und führte die Russische Armee des Generals v. Benningsen bis Pultusk. Dann mußte er nach Grodno zurückkehren und die Armee des Generals v. Buxhöwden eben dahin führen. Als beide Armeen vereint nach der Schlacht bei Pultusk in Altpreußen einrückten, wurde Schmidt als Commissarius zu der Russischen Armee des Generals v. Essen gesandt, welche am Marew dem Französ. Marschall Massena gegenüberstand.

Nachdem der Waffenstillstand zu Tilsit im Juni 1807 abgeschlossen und Schmidt kaum nach Bialystock zurückgekehrt war, verlangten die Französ. Marschälle Massena und Suchet einen Commissarius der Preuß. Regierung, welcher der Polnischen und Französischen Sprache mächtig sein, die Preukischen Landestheile, in welchen sie standen, verwalten, und die Verpflegung der Truppen ordnungsmäßig besorgen sollte. Auch dazu wurde Schmidt bestimmt. Er mußte nach Lomza und Tykoczin gehen und unter den Augen dieser Feinde seines Vaterlandes den ihm gewordenen Auftrag ausführen, bis er nach Bekanntmachung des zu Tilsit am 7. Juli 1807 abgeschlossenen Friedensschlusses von diesem Geschäfte entbunden wurde.

Bald darauf wurde er von dem Kammer-Präsidenten v. Wagner in Bialystock aufgefordert, sich schleunigst zu erklären, ob er nach Königsberg gehen wolle, weil der Minister v. Schrötter daselbst verlangte, daß ein Rath der nunmehr aufgelösten Kammer zu



Bialystock sogleich dorthin gesendet werde, um bei der Ostpreußischen Kammer Hilfe zu leisten, da das Bialystocksche Kammer-Departement durch den Frieden von Tilsit an Russland abgetreten war. Ohnerachtet die Russischen Heerführer, mit denen Schmidt bekannt geworden war, diesem sehr vortheilhafte Versprechungen machten, ohnerachtet die Polnischen Großen der Provinz, deren Liebe er sich erworben, ihm ein schönes storostyliches Vorwerk zum Wohnsitz und Unterhalt anboten, wenn er dort bleiben wolle, lehnte er doch alles dieses ab, verkaufte binnen 8 Tagen sein Haus und sein Mobiliar, und ging der ungewissen Zukunft entgegen, welche sein von den harten Schlägen des Schicksals schwer betroffenes Vaterland ihm damals zu bieten im Stande war.

In Königsberg zu Anfang des Herbstes 1807 angekommen, wurde er sogleich mit den Militair-Angelegenheiten und der Verpflegung der längs der Deime und dem Pregelufer stehenden Überreste der vaterländischen Truppen bei der Ostpreuß. Kammer beschäftigt. Im folgenden Jahre 1808 ward ihm das ganze Militair-Departement übertragen, und er kam auf den Etat der gedachten Kammer, welche nunmehr die Benennung „Ostpreußische Regierung“ erhielt, mit einem Gehalt von 1200 Thlr.

Als im December 1809 der Königliche Hof von Königsberg nach Berlin zurückkehrte, wurden dem Regierungsrath Schmidt auch die Anordnungen zu dieser Translocation nebst der Besorgung der diessfälligen Reise-Angelegenheiten übertragen.

Die Strandbesetzung, die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Lochstädt und andere sehr dringende Militair-Angelegenheiten, welche in den Jahren 1810 und 1811 zusammentrafen, waren die Veranlassung, daß bei der Königl. Regierung sich ein besonderes Militair-Bureau bildete, welches alle Geschäfte der jüngigen Armee-Intendanturen besorgte, und

zugleich die Liquidations-Angelegenheiten von den Kriegs-Jahren 180 $\frac{6}{7}$ ab, abwickelte. Schmidt stand demselben allein vor, und betrieb die Geschäfte mit solcher Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, daß keine Sache im Rückstande blieb.

Nun erschien das verhängnissvolle Jahr 1812. Fünf große Armee-Corps der unter Napoleon gegen Russland anziehenden Französischen Armee rückten in Ostpreußen ein, und bezogen zum Theil Kantonirungen. Schmidt mußte nicht allein seine bisherigen Geschäfte bei der Königl. Regierung fortsetzen, sondern auf aussdrückliches Verlangen des Provinzial-Verpflegungs-Commissariüs auch als Mitglied in das Provinzial-Commissariat zu Verpflegung der Französischen Truppen eintreten. Er beschäftigte bei dem Militair-Bureau 5 Sekretaire und 12 bis 15 Kalkulatoren, und wurde dabei zu allen Verhandlungen mit den Französischen Militair-Befehlshabern und oberen Verpflegungs-Beamten gebraucht. Nicht selten war er Tag und Nacht hindurch in beständiger Thätigkeit. Mit welchen anstrengenden, bisweilen menschliche Kräfte fast übersteigenden Arbeiten Schmidt in dieser Zeit überhäuft war, darüber giebt die von ihm selbst späterhin herausgegebene sehr interessante Schrift: „Ostpreußens Schicksale in dem Jahre 1812 während des Krieges zwischen Frankreich und Russland, Königsb. 1825“ eine vollständige Uebersicht. Merkwürdig ist darin die Beschreibung seiner nächtlichen Wanderung wegen der augenblicklichen Mobilmachung zweier Preußischer reitender Artillerie-Compagnien, an welchen der Französische Kaiser ein ganz besonderes Wohlgesollen fand, und die deshalb ohne Weiteres in wenigen Stunden mit nach Russland marschiren mußten. Die Besitzen, welche in Folge dessen Schmidt während der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1812 den aus dem Schlaf gestörten Französischen Marschällen Bessieres, Macdonald und Mortier, zuletzt aber dem Kaiser Napoleon selbst, abstatthen mußte, der von Karten und Papieren um-

umringt, im grünen Ueberrock auf einem Ruhebettel lag, konnte er nie vergessen.

Der Rückzug der Franzosen aus Russland, die gleichzeitige Mobilmachung des v. Bülow'schen Armeecorps, der Durchmarsch des aus Russland zurückkehrenden v. York'schen Corps, die nothwendig gewordene Ergänzung derselben, die Errichtung der Landwehr, die Organisation der Detachements der Freiwilligen, erforderten auch zu Anfang des Jahres 1813 fortwährend seine Anstrengung. Auch Schmidt ließ sich bei dem Grafen v. Kalnein als Freiwilliger bei der Landwehr-Kavallerie einschreiben, um bei der damaligen Lage der Umstände sich den Reihen der Vaterlandsvertheidiger anzuschließen; allein sowohl der General-Lieutenant v. Bastrow und der Minister Graf Dohna, welche beide das Militair-Gouvernement für den Landesteil zwischen der Weichsel und der Russ. Grenze bildeten, als auch der Landhofmeister v. Auerswald inhibirten jenen Entschluß und verfügten, daß Schmidt nicht zum Militairdienst angenommen werden solle, weil er in jener Zeit für die Verwaltung der Geschäfte unentbehrlich war.

Im Januar 1814 machte die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Russland, Gemahlin des Kaiser Alexander, eine Reise nach Deutschland. Der Regierungsrath Schmidt wurde zu ihrem Führer ernannt, und begleitete sie und die zu ihrem Gefolge gehörigen 8 Wagen von Memel nach Marienwerder. Im Monate Juli 1814 ging der Kaiser Alexander von der Armee aus Frankreich über Königsberg und Insterburg nach Petersburg; auch hier mußte Schmidt die Reise-Angelegenheiten besorgen und ihn von Marienwerder bis Gumbinnen begleiten.

Im Frühjahr 1815 ward der Polizei-Präsident v. Stein zu Königsberg als Regierung-Präsident nach Bromberg versetzt, und reiste im Monat Mai zu seiner neuen Bestimmung ab. Der Landhofmeister

v. Auerswald, welcher die von Schmidt geleisteten ausgezeichneten Dienste zu belohnen wünschte, hatte denselben zur Besetzung der Polizei-Präsidentenstelle vorgeschlagen. Allein des Königs Majestät waren damals in Paris, und eine große Anzahl anderer Competenten, zum Theil von wichtigen Protectionen unterstützt, hatte sich zu diesem Posten gemeldet. Der ganze Sommer verging ohne Entscheidung, und Schmidt musste die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg aufgeben. Da erhielt er gegen den Herbst einen Ruf von dem Herrn Kriegsminister General v. Bohm, durch den Herrn General-Lieutenant Köhn v. Jaszi, schleswig nach Berlin zu kommen, um dort als Gehilfe des General-Proviantmeister, Geheimen Finanzrath Dreier unter sehr günstigen Anerbietungen angestellt zu werden. Er glaubte diesem Befehl folgen zu müssen; verkaufte abermals sein Haus und seine Mobilien, und reiste nach Berlin ab. Kaum war er indeßnen dort angekommen und hatte sich mit seinem neuen Wirkungskreise vorläufig bekannt gemacht, als eine Kabinetsordre Sr. Majestät des Königs aus Paris bei dem Königl. Polizei-Ministerio einging, welche den Regierungsrath Schmidt zum Polizei-Präsidenten in Königsberg ernannte; weshalb er wieder dahin zurückkehrte, nachdem er sich vorher noch mit den in Berlin bestehenden Polizei-Amtstalten genau bekannt gemacht hatte. Am 30. October 1815 wurde er durch den Regierung-Direktor Geheimen Rath Frey in sein neues Amt eingeführt, und einige Monate später erhielt er auch das eiserne Kreuz am weißen Bande.

Obgleich die oberste Leitung der Polizeiverwaltung in einer großen und volkreichen Stadt manches Eigenthümliche hat, womit erst Uebung und Erfahrung vertraut machen können, so wußte er sich doch in seinem neuen Verhältnisse leicht zurecht zu finden, und durch einen sanften gefälligen Charakter bald die Herzen zu gewinnen. Dessen ungeachtet hatte er nach dem Ansatz seines neuen Amtes lange mit manchen Unan-

nehmlichkeiten zu kämpfen, welche seine Stellung bedrohten. Bei seinen Eigenschaften konnte es ihm aber nicht schwer werden, auf geeignete Weise den Bestrebungen entgegen zu wirken, welche in jener Zeit Jahre hindurch dahin gerichtet wurden, ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, um das Präsidium der Polizeiverwaltung mit dem der Communalverwaltung in einer Person zu vereinigen. Die hierauf abzweckenden Versuche und die daraus hervorgegangenen Federkriege nahmen erst mit dem Jahre 1821 ein Ende.

Schmidt — welcher von dem starren Festhalten an dem Alten eben so weit entfernt war, als von dem etielen Erhaschen alles Neuen — suchte auf der ihm zugewiesenen Stelle das bestehende Gute aufrecht zu erhalten, das Mangelhafte aber zu verbessern und das Fehlende zu ergänzen. In letzterer Beziehung verdient hier besonders die auf seine Veranlassung von der Stadt ausgeführte Einrichtung der nächtlichen Feuerwachen einer Erwähnung, deren Nothwendigkeit die frühere Erfahrung gelehrt und deren Zweckmäßigkeit die Folge überzeugend bestätigt hat. Wo er helfen konnte, war er dazu stets bereit, und wo die Pflicht ihm solches nicht erlaubte, wußte er doch immer sein Verhalten so zu ordnen, daß die Art, mit welcher er eine Bitte abschlug, für den Zurückgewiesenen niemals etwas Kränkendes oder Beschämendes hatte.

Nähe an 16 Jahren hatte er auf solche Weise den Posten des Polizei-Präsidenten bereits bekleidet und während eines so langen Zeitraums war niemals eine Klage über unrechtmäßige Strenge oder über eine Bedrückung der Einwohner vorgekommen, als ein trübes Ereigniß die Ruhe und den Frieden seines Gemüthes plötzlich und unerwartet erschütterte. Durch ein mildes und humanes Verhalten hatte Schmidt sich das Vertrauen der Einwohner Königsbergs zu erwerben gestrebt und auch gegen den geringsten und ärmsten sich immer wohlwollend und freundlich gezeigt. Bei den

häufigen nächtlichen Feuersbrünsten hatte er, namentlich zur Winterzeit bei der strengsten Kälte, durch musterhafte Ausdauer in Ertragung der Beschwerden den Muth und die Beharrlichkeit der bei der Feuerlöschung beschäftigten Arbeiter und den Muth ihrer Anführer aufrecht erhalten. Nie war er eher von der Brandstätte gegangen, als bis jede Besorgniß vollständig gehoben war, und so hatte er die der Stadt drohenden Gefahren jedesmal glücklich beseitigt. Immer war er hierbei durch guten Willen, durch Hingebung und gegenseitiges Vertrauen unterstützt worden, daher in der ganzen Zeit, in welcher er an der Spitze der Polizeiverwaltung stand, die Stadt durchaus kein bedeutendes Brandunglück betroffen hat. Mehrmals waren ihm unzweideutige Beweise der Achtung und Liebe der Bürger gegeben. Noch im Jahre 1831, als die höhern Orts angeordneten Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera das nicht hinreichende Personale der Polizei doppelt in Anspruch nahmen, war die ganze Kaufmannschaft bereit Hilfe zu leisten und täglich eine Anzahl ihrer Mitglieder zu Unterstützung der executiven Polizei-Beamten bei dem diesen damals zugewiesenen Patrouillendienst auf den Wällen und vor den Thören zu beauftragen.

In dem Polizei-Präsidenten Schmidt konnte daher in der unglücklichen Zeit, in welcher die Cholera in Königsberg ausbrach, auch nicht eine leise Ahnung von der Möglichkeit solcher Ereignisse aufsteigen, wie sie am 28. Juli 1831 hier stattfanden. Fest glaubend, daß er keine Feinde haben könne, sondern nur Vertrauen verdiene, war er darauf völlig unvorbereitet. Um so tiefer verlegten ihn die Ereignisse jenes unheilsamen Tages.

Bei der Plünderung des Polizeiegebäudes durch einen Haufen der niedrigsten Volksklasse, dessen Raubsucht keine Schranken fand, und welcher erbittert über die zur Abwendung der ferneren Verbreitung der Krank-

heit damals getroffenen Vorkehrungen, alles zu zerstören drohte, verlor er sein ganzes Mobiliar, seine schöne Bibliothek und alle zum Theil sehr werthvollen Papiere. Den ferneren Verwüstungen konnte erst da ein Ziel gesetzt werden, als die Studirenden mit Nachdruck den rohen Haufen auseinandertrieben, die Bürgerschaft aber einen Sicherheitsverein gebildet und bewaffnet hatte, und dann erst kraftvoll einzuschreiten im Stande war.

Wie schmerzlich und tief erschütternd diese Ereignisse auf den Polizei-Präsidenten Schmidt einwirken mussten, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Seine Familie war von Schrecken und Angst erkrankt, und er selbst hatte keinen anderen Trost, als den des allgemeinen Bedauerns. Dennoch behielt er auch in diesem Zustande die ganze Fassung des Geistes. Er setzte seine Amtsgeschäfte ohne Unterbrechung fort und traf sogleich Anstalten, die geregelte Geschäftsverwaltung schleunigst wieder herzustellen.

Diejenigen, welche ihn damals täglich zu beobachten Gelegenheit hatten, haben seine Geistesstärke, seinen ausdauernden Fleiß und die Selbstverleugnung bewundert, mit welcher er das herbe Geschick ertrug, das ihm in jener Zeit zu Theil geworden war. Der Schmerz über den Verlust seiner Haabe ist ihm durch die Huld und Gnade Sr. Majestät des Königs bald erträglich gemacht worden, aber der tiefe Schmerz, welchen die Erinnerung an eine so trübe Erfahrung in der Seele zurückläßt, hat aus derselben nie ganz verwischt werden können. Er suchte diesen in sich zu verschließen, um ihn nicht vor anderen zur Schau zu tragen, und strebte durch Arbeit und Thätigkeit in seinem Berufskreise ihn so viel als möglich zu unterdrücken. So wirkte er noch vier Jahre für das öffentliche Wohl mit der größtmöglichen Anstrengung seiner nach und nach augenscheinlich mehr schwindenden Kräfte, bis ihn nach kurzem Krankenlager am 18. No-

vember 1835, im 63sten Jahre, der Tod aus dem irdischen Leben abrief.

In allen Verhältnissen einfach und menschenfreundlich, übte er geräuschlos das Gute, suchte dem Einzelnen und dem Ganzen durch Rath und That redlich zu nützen, und Menschenwohl und Menschen Glück, wo er es vermochte, auf die zarteste Weise zu fördern. Eine Gattin und zwei Kinder aus einer früheren Ehe beweinen seinen Verlust.

Am 24. November wurde seine sterbliche Hülle auf dem Kneiphöfchen Begräbnissplatz am Brandenburger Thore der Erde übergeben. Dem feierlichen Leichenzuge hatten sich der gesammte Magistrat und mehre Stadtverordneten, desgleichen die Vorsteher Aemter mehrer hiesiger öffentlicher Anstalten und Privatvereine, bei welchen der Entschlafene thätig mitgewirkt hatte, außerdem aber eine sehr große Anzahl Personen aus allen Ständen ohne Einladung angeschlossen. An seiner Grufst sprach der Prediger Herr Laudien noch erhebende Worte des Trostes,

Möge ihm die Erde leicht sein und möge Gottes heiliger Friede seinen Grabeshügel umschweben. — Menschen verschwinden, das Gute aber, das sie gewirkt und gethan haben, verschwindet nicht.

Königsberg, im März 1836.

F. R.

III. Gichtel und seine religiösen Verirrungen.

Wenn der Verfasser des nachstehenden Aussahes in demselben den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild aus vergangener Zeit vors Auge führt, welches noch dazu, weil den Gebiet religiöser Verirrungen entnommen, durch seinen Anblick nicht minder den Unwillen als die Wehmuth erregen wird: so glaubt er bei Manchem einer Entschuldigung zu bedürfen. Er könnte sich kurzweg darauf berufen, daß die gegenwärtige Darstellung von ihm gefordert worden sei; doch dem hätte er ja, erkannte er die Forderung für wenig ersprißlich, nur widerstreben dürfen. Mit mehr Recht dürfte er schon darauf hinweisen, daß der Unglückliche, von dem hier die Rede sein soll, wie wenig sein Einfluß sich auch je ins Große und Allgemeine ausgedehnt hat, doch eben auch jetzt noch, und in unserer Provinz Einzelne, an sich gezogen hat, und in dem Kreise geistiger Erregungen, der sich um ihn zieht, gebannt hält; und daß die so von ihm Ergriffenen um ihrer Isolirtheit und des Fremdartigen willen, das ihre Erscheinung der Gegenswart gegenüber hat, wie etwas Unbegreifliches, ja von den Meisten wirklich Unbegriffenes dastehen, und von diesen entweder mit Gleichgiltigkeit oder mit einer gewissen Scheue betrachtet werden, die das Unbekannte, wenn es überdies noch das Wittern des Unheimlichen um sich gebreitet hat, stets erregt. Es ist aber auch noch ein anderes Interesse, welches unser Gegenstand in Anspruch zu nehmen nicht ungeeignet ist. Wir sind alle mehr oder weniger durch Erscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens, welche jüngst in der Hauptstadt unseres Landestheiles aus Licht getreten sind, in eine Aufregung gesetzt, die theilweise noch fort dauert, und Mancher fragt vielleicht noch, wie so etwas möglich sei, und was überhaupt von solchen Erscheinungen zu halten. Gichtel nun bietet hiezu in seiner Eigenthümlichkeit wie in seinen an das Wahnsinnige

und Unsittliche streifenden Verirrungen eine treffende Parallelie, die zugleich die gehörigen Gesichtspunkte zu unbefangener Orientirung über alle ähnlichen Erscheinungen darbietet, bei deren Darstellung um so weniger persönliche Zuneigung oder Abneigung die Unpartheitlichkeit trüben kann, als die Zeit, da Gichtel auftrat, nun bald zwei Jahrhunderter hinter uns liegt. So wird uns um so eher möglich sein durch die Objectivität des Geschehenen geschützt, den rechten Maßstab der Beurtheilung auch für gegenwärtiges aufzufinden. Das Christenthum tritt an uns mit der, wie immer scheinbar schneidenden und überspannten, so doch bestimmten und gerechten Forderung heran, falls wir das in der Offenbarung durch seinen Urheber objectiv gesetzte Göttliche, zu welchem wir durch eine unabsehbare innere Verwandtschaft uns hingezogen fühlen müssen, in uns aufnehmen, von ihm uns durchdringen und von allem Selbstsüchtigen und Nichtigten wollen reinigen lassen, — wir uns seiner Gewalt ganz hingeben, und dabei weder den Schmerz scheuen, den die Loslösung von Vielem, was mit unserm innern und äußern Leben verwachsen scheint, nothwendig hervorruft, noch auch mutlos werden, wenn es gilt, nun immer tiefer hineinzusteigen in unsere Brust, um die Ausscheidung alles dessen, was mit dem göttlichen Leben, zu welchem wir berufen sind, im Widerspruch steht, immer völliger vollziehen zu können. Jede Zurückhaltung, die nach den individuellen Richtungen verschieden sein wird, muß sich hier mehr oder weniger empfindlich strafen, indem sie mehr oder weniger verderbliche und weitgreifende sittliche oder religiöse Verirrungen nach sich zieht. Neigt sich eine menschliche Individualität nun zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit im religiösen Fühlen und Denken, und behauptet sie sich eigensinnig und widerstrebend gegen die Forderung der Selbstverläugnung, welche das Christenthum auch, und vornehmlich in dieser Beziehung macht, im Besitz eben dieser Eigenheit, so wird die letztere bald

das erstere sich dienstbar machen, und Entartungen hervorrufen, die unter Umständen unter dem Schein und Wahne höchster Religiösigkeit und Sittlichkeit, beide von Grund aus vernichten. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen wird durch die Beobachtung der inneren Lebensentwickelung Gichtels bestätigt werden, wir wenden uns daher zu einer Darstellung ihrer selbst und der äusseren Verhältnisse, unter denen sie vor sich ging.

Johann Georg Gichtel *), geboren den 4. oder 14. Mai 1638, stammte aus einer angesehenen Familie der damaligen Reichsstadt Regensburg. Sein Vater bekleidete das Amt eines Rathsverwandten und Steuerherrn daselbst; mehr aber als ihn dieses Amt, zierde er dasselbe durch seine seltene Gewissenhaftigkeit und Treue, die ihn sogar die Rücksicht auf persönlichen Vortheil vergessen ließ, so daß er, als der Herzog Bernhard von Weimar von der Stadt im dreißigjährigen Kriege ein hohes Schutzgeld forderte, sein ganzes Vermögen von 18000 Thalern der Stadt in ihrer Verlegenheit hingab. Diese freute sich dessen, glaubte sich nachmals aber nicht verpflichtet, ihrem Mitbürger seinen Verlust irgendwie ersetzen zu müssen, und ließ seine Familie nach des Hausvaters Tode in Armut darben.

Dass die Erziehung Gichtels durch einen solchen Vater auch eine religiöse Richtung erhalten haben

*) Die authentische Quelle über G.'s Leben und Ansichten ist die Sammlung seiner Briefe und die von einem Freunde und Anhänger verfasste und der dritten Ausgabe derselben beigegebene Lebensbeschreibung Gichtels. Der Titel lautet: „Theosophia practica. Halten und Kämpfen ob dem heiligen Glauben bis ans Ende durch die drei Alter des Lebens Jesu Christi, nach den dreien Prinzipien des göttlichen Wesens mit derselben Ein- und Ausgeburt durch Sophiam in der Menschheit u. s. w. u. s. w.“ Dritte Edition, vermehrt und verbessert Leyden 1722.“ Es enthält diese Sammlung die Briefe G.'s in sechs Abtheilungen. Sie ist nicht sehr häufig.

werde, läßt sich schon hienach voraussehen; es wird dieses auch noch aus einzelnen Zügen im Knabenleben G.'s erhellten, die wir zugleich vorbedeutende nennen möchten, in so fern sich hier, wie in der Kindheit und Jugend jedes schärfer ausgeprägten Geistes, die Keime von demjenigen in verhüllter Gestalt entdecken lassen, was hernach in entwickelter Form als das Charakteristische ihres Wesens und Wirkens wieder erscheint. Die biblischen Erzählungen von den wunderhaften Offenbarungen und Zusprachen Gottes an Abraham, Moses u. s. w. versetzten das Gemüth des neunjährigen Knaben in eine solche Spannung, daß er auch solcher Gottes-Gespräche gewürdiget zu werden trachtete, ja bemüht war, Gott die schicklichen Gelegenheiten dazu an die Hand zu geben. In Gesellschaft eines Altersgenossen, den er in seine kindische Schwärmerei mit hineingezogen hatte, ging er aufs Feld, setzte sich dann mit jenem an einem stillen einsamen Orte hin, und nun schaute er denn gen Himmel, still harrend, daß der Herr auch zu ihm reden würde. Wenn dann aber auch bei noch so langem Harren nichts sich hören ließ, so ging er niedergeschlagen heim, und betete dann aus einem Buche zum offenen Fenster hinaus, damit Gott ihn besser hören möge. Früh auch gewann er aus der Beschäftigung mit der Schrift die Einsicht von der zur Nachfolge Christi nothwendigen Selbstverlängnung. Allein auch diese ward bei ihm durch seine Eigenheit getrübt: er suchte jene Selbstverlängnung vornämlich in der Entzagung äußerer sinnlicher Genüsse und Vortheile, daher er sich damals besonders zum Mönchssleben hingezogen fühlte, ohne daß er jedoch in einen Orden getreten wäre. Nur sehen wir hier, daß ihm schon damals die protestantische Kirche nicht ganz genügte, obwohl er von der andern Seite auch das Unwesen in den katholischen Mönchsorden wohl erkannte. Der Biograph Gichtels führt nun noch an, daß derselbe vom 14ten bis zu seinem 18ten Jahre eine eigene Erscheinung gehabt zu haben versicherte: nämlich der

Weltgeist habe ihm stets ein grosses in bunten Farben spielendes Rad vor die Seele geführt. Jedenfalls ist hier so viel gewiss, daß die Ausdrücke, womit Gichtel dassjenige beschreibt, was ihm in seinen Jünglingsjahren vorkam, erst aus einer späteren Zeit seines Lebens sind, wo sich seine besondern Meinungen mit Jakob Böhme's Theosophie amalgamirt hatten. Wäre also jenes etwas mehr als theosophisch = bildliche Beschreibung der sinnlichen Versuchungen und Neigungen, wie sie der Jünglingsperiode eigen sind, so hätten wir hier schon eine Probe der frankhaften Ueberreizung der Phantasie, welche den Mann später zum vollendeten Visionär machen; und wir hätten in dieser Vision, verbunden mit der forcirten Selbstverlängnung und den kindischen Offenbarungs = Träumen, schon die drei Faktoren, die das Leben Gichtels nachmals bewegten. Bemerkenswerth ist noch, daß es nach der Darstellung seines Biographen den Schein hat, als ob Gichtel in keiner Beziehung sich seinen Eltern oder auch sonst jemand mitgetheilt, sondern diese unheimlichen Kräfte, die auch etwas an sich unleugbar so Edeles, wie jene Sehnsucht nach Gottesgemeinschaft, und wie das Streben nach Ueberwindung der irdischen sinnlichen Lust, gleich vergifteten und ins frauenhafte verzerrten, in sich verschlossen und mit Wohlges fallen habe wälzen lassen.

Es war nun die Zeit der Vorbereitung auf den Eintritt in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens herangeholt. Und da der unvermutete Tod eines dem alten Gichtel befreundeten Apothekers in Augsburg, zu welchem er den Sohn in die Lehre geben wollte, diesen Plan vereitelte, so erhielt dieser nun die so sehr begehrte Erlaubniß zu studiren. Ungemeine Gedächtnisskraft, besonderes Talent für Sprachen (die orientalischen interessirten ihn besonders), so wie für Astronomie und Geschichte, waren die Eigenschaften, die ihn zum Studium der Theologie, dem er in Straßburg oblag, begleiteten. Mitten in demselben starb aber

sein Vater, und nun wendete er sich, dem Willen seiner Vormünder gemäß, zum Studium der Rechtswissenschaft. Nach Beendigung derselben begab er sich nach Speier zum Reichskammergericht, wieder dem Willen seiner Vormünder gemäß, und wieder ohne die mindeste Unterstützung an Geld zu erhalten. Wie aber schon auf der Universität, so sorgte auch jetzt die Vorsehung durch günstige Fügung der Umstände für den Hilflosen; ein Glück, welches Gichteln vor vielen Tausenden sein ganzes Leben hindurch zu Theil wurde. Denn nicht leicht wohl wird ein Mensch gefunden werden, dem, ohne daß er irgend etwas dazu thut, ja indem er ein solches Thun sogar für ein Zeichen von mangelndem Glauben ansieht, überall auf eine so überraschende, mitunter aus Wunderbare oder Märchenhafte streisende Weise sein Lebensweg von Seiten der Subsistenzmittel so leicht geebnet würde. In Speier nahm sich eine Verwandte, eine Wittwe, seiner auß freundlichste an, und er hätte, was man dem Lauf der Dinge nach so nennt, hier sein Glück machen können, indem jene Frau ihm ihre einzige Tochter und mit dieser ihr Vermögen zu geben beabsichtigte. Als er aber diese Absicht gewahrte, verließ er das Haus seiner Verwandten. Hier stellt sich nun zum erstenmale seine Abneigung gegen die Ehe heraus, die wir unter sehr ähnlichen Umständen noch öfter in seinem Leben werden hervortreten sehen; ja so häufig kehrt diese Erscheinung wieder, und die Veranlassungen sehen sich jedesmal so sehr ähnlich, und Gichtels Selbstverläugnung scheint dabei durch Ausschlagung nicht etwa blos von weiblichen Händen, sondern auch der von ihnen gebotenen oft sehr bedeutenden Reichthümer, so außerordentlich, daß, wollte man Gichtels Leben mit skeptischem Blidke und von einem wenn auch Vielen natürlichen, so doch gewiß nicht richtigen Standpunkte ansehen, man gesneigt werden könnte zu argwöhnen, es seien hier dem Biographen, sei es durch eigene Schuld oder durch Schuld seiner Quelle, Unrichtigkeiten mit untergelaufen,

welche, da einmal Ehelosigkeit im Zusammenhange der Meinungen Gichtels und seiner Schule, eine so wichtige Stelle einnimmt, zum Zwecke hatten, den Urheber derselben in desto hellerem göttlicherem Lichte strahlen zu lassen, se häufigere und lockendere Versuchungen er in dieser Beziehung mit Leichtigkeit überwunden hatte. Das ist aber nicht unsere Ansicht. Vielmehr gehören gerade auch die vielfachen Heiraths-Anträge, die Gichtel geschahen, so wie die unerwartete Hilfe, die ihm in Verlegenheiten zu Theil ward, zu denjenigen Dingen, welche nach dem Willen Gottes dazu dienen konnten und sollten, den Irrenden von dem verkehrten Wege abzuziehen und ihn in den gewöhnlichen zwar, aber darum nicht weniger von Gott geordneten, Zusammenhang des Lebens wieder einzufügen. Und wenn Gichtel diese Winke nicht erkannte, ja sogar misskannte, so ist das für ein einfaches durch keine fromme Ziererei verzerrtes religiöses Gemüth, Beweises mehr davon, wie die religiöse Anlage in Gichtel in ihrer Entwicklung stufenweise sich von Grund aus verkehrte, was der Verfolg seines Lebens unwidersprechlich darthut. Was nun seine Abneigung gegen die Ehe betrifft, so erhält dieselbe aus seinem Systeme eine gehörige, wenn auch nichtige Begründung; da aber dieses sich erst einige Zeit später förmlich bildete, so müssen wir für diesen Abschnitt uns noch nach einer anderen Erklärung einstweilen umsehen. Und da scheint es, daß sie, wenn nicht vielleicht physische Ursachen sie erzeugten, aus Gichtels unrichtigen Ansichten von der Selbstverlängnung entsprang, indem er dieselbe nur auf äußerliche Weise, durch Verschmähung sinnlicher, und zwar an sich erlaubter Vortheile und Unnehmlichkeiten ausüben zu können wählte.

Aus den unschuldigen Nezen, die Gichtel sich von seiner Verwandten gestellt glaubte, befreit, geriet er aber bald in andere von derselben Art, und das ebenfalls noch in Speier. Er begab sich nämlich zu einem berühmten alten erblindeten Advokaten, der einen

tüchtigen Gehilfen gesucht hatte. Und diesen fand er in Gichtel so sehr, und daneben noch einen so tugendhaften, den Sünden der Jugend so fremden und feindseligen Mann, daß er ihm sein volles Vertrauen schenkte, und Gichtel wirklich sich im amtlichen und bürgerlichen Leben hohes Ansehen erwarb. Ja er mußte sich sogar auf vieles Andringen als Advokaten examiniren und immatrikuliren lassen, weil man sich Großes von ihm versprach. Diese Erwartungen wurden aber getäuscht. Der alte Advokat starb und hinterließ eine junge und reiche Wittwe. Diese gerieth mit den verheiratheten Kindern ihres Mannes in Streitigkeiten, unter denen Gichtel sich ihrer treulich annahm. Aus Dankbarkeit trug sie ihm ihre Hand an. Er lehnte sie ab. Da versuchte jene auf minder läbliche Weise ihn für ihre Absichten zu gewinnen. Er aber entzog sich diesen satanischen Lockungen, indem er mitten im Winter des Jahres 1664 in tiefem Schnee zu Fuß nach Regensburg lief.

Hier schließt der erste Theil von Gichtels Leben. Bei manchem Auffallenden, was wir schon andeuteten, ist er von Seiten seines Charakters und seiner Frömmigkeit, so wie seiner Geschäftstüchtigkeit ehrenwerth. „Er hatte,“ damit wir mit den Worten seines Biographen reden, „bis in sein 26tes Jahr dem Geiste der Welt (d. h. der Thätigkeit für das bürgerliche gemeinsame Wohl) treulich gedient, mit unsträflichem Wandel, mit auswendigem Gottesdienst; ging fleißig zum Gehör der Predigten, auch zur Beicht und Abendmahl, war auch sehr belesen in der Bibel und hatte fast alle Kapitel und Verse im Gedächtniß“ u. s. w. Doch berichtet derselbe Biograph uns noch, gleichsam als ein Vorzeichen von dem, was nun weiter in ihm werden soll, daß ein im J. 1664 erschienener Komet *)

*) In einem Briefe an Martin Jahn vom 19. (29.) April 1668 (Th. I. S. 4) heißt es darüber also: „Der Comet Anno 1664, da mich Gott mit erwecket, sie anfang-

und ein Traum von einem ihm ausgesallenen Backzahn Gichteln in sehr große Traurigkeit versezt habe. Er ließ sich durch dieselbe aber für jetzt nur noch zu grösserer Wachsamkeit über sich selbst und zu kräftigerem Widerstande gegen die äusseren Versuchungen bewegen. Vier Jahre später sieht er in jenem Kometen schon etwas Anderes; die Beziehung auf sich selbst, die er 1664 noch in ihm fand, war ihm 1668 geschwunden, nun sahe er in ihm nur die Ankündigung eines über die ungläubigen Prediger einbrechenden göttlichen Strafgerichtes.

Die Ereignisse der nächstfolgenden vier Jahre geben nun die äusseren Bedingungen her, die im Verein mit der inneren Eigenthümlichkeit Gichtels, einer gewissen Neigung zur Theosophie und einer ungemein geistlichen Eitelkeit, ihn zum vollendeten Schwärmer und hochmuthigen Separatisten machen.

In Regensburg angelangt, ward Gichtel als Advokat zugelassen, hat aber wohl schwerlich viel gearbeitet. Denn er gerieth gleich in theologische Kämpfe. Er lernte nämlich den Ungarischen Baron Justinian Ernst von Welz kennen, einen Mann, der, weil er wohl die Gebrechen erkannte, an welchen die protestantische Kirche damaliger Zeit litt, und dieselben mit lebhaftem Schmerz gehoben zu sehn wünschte, nun auch den Beruf zum Reformiren zu haben glaubte. Herstellung des Friedens zwischen Luthernern und Reformirten, welche in dem Mase als jede Partei eifrig an dem Buchstaben ihrer Symbole und der aus diesen herausgesponnenen oft sehr unfruchtbaren dogmatischen Formeln hing, mit einer oft ans Pöbelhafte grenzenden Erbitterung und Gehässigkeit sich in Schriften und im Leben bekämpften, und darüber ganz der Hauptsahe und ihrer Einheit in dieser vergaßen;

lich betrifft; weil das Gericht an dem Hause Gottes, als an den falschen Hirten, die in der Heerd entstanden Actor. 20. sich ansangen tuht, und uns bereits getroffen" ic.

Besetzung der geistlichen Stellen mit besseren fähigeren Subjecten, um wahre Frömmigkeit in der protestant. Kirche zu heben und zu verbreiten, und endlich Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden: — das waren die drei Stücke, auf welche Baron v. Welsz sein Augenmerk gerichtet hatte, und zu deren Verwirklichung er einen Verein bilden wollte. Für diese seine Idee gewann er auch den jungen Gichtel ganz und gar, und beide überreichten nun den Gesandten des Corpus evangelicorum zu Regensburg noch im J. 1664 ein von G. verfaßtes Memorialc, unter dem Titel: „Einladungskrieb zum herannahenden großen Abendmahle, und Vorschlag zu einer christ-erbaulichen Jesus-Gesellschaft, behandelnd die Verbesserung des Christenthumes und Bekehrung des Heidenthumes, wohlmeintend an den Tag gegeben durch Justinianum.“ Es war hier unter Andern vorgeschlagen, daß man, um den gesunkenen Zustand des christl. Lebens in der Kirche mehr zu heben, bei Besetzung der Predigerstellen nicht sowohl auf Gelehrsamkeit, als vielmehr auf Erleuchtung des heiligen Geistes, d. h. einen geheilgten und frommen Sinn sehen, und nun, wenn sich nur dieses Requisit bei ihnen finde, auch ungelehrte Leute, wie fromme Handwerker u. dgl., zu Predigern und Seelsorgern machen. Wenn die Gesandten dies nun auch gut aufnahmen, so daß Welsz gleich 30,000 Thlr. zu Besoldung solcher erwünschten Lehrer hergab, so war doch vorauszusehen, daß die Lutherische Geistlichkeit nimmermehr damit zufrieden sein könne. Ihr Zorn brach auch gleich in lichten Flammen aus, die in garstigen Farben spielten. Es war ihnen nicht genug, gegen den allerdings unbesonnenen und aus einer Meinung zur Schwärmerei entsprungenen Vorschlag, erleuchtete Schuster und Schneider und Kesselflicker zu Predigern des göttlichen Wortes zu machen, alles Ernstes zu protestiren; denn sie mußten leicht einsehen, wie dies der geeignetste Weg sei, allen Tollheiten und Greueln schwärmerischen Hochmuthes den freien Ein-

Eingang in die Kirche zu bieten; sondern sie leugneten auch geradezu, daß zu gesegneter Handhabung des geistlichen Amtes wahrhafte und innige Frömmigkeit und ein heiliger Sinn nöthig seien. Die Klagen über das Verderbniß der Lutherischen Kirche wurden als „selbst erwählte Gottseligkeit, als Leutbetrügerei,“ und die beiden Männer selbst wurden als „Münzerische und Quakerische Geister“ und als „Phantasten“ betrachtet, weil sie offenbar vom orthodoxen Lehrbegriff der Kirche abgewichen waren und in den dünnen verstandesmäßigen Dogmatismus ein höheres Leben zu bringen trachteten, welches man auch heutzutag flugs weg als Mystizismus und Pietismus verschreien würde *).

*) Zu allen Zeiten ist es immer die abstract-verständige Thätigkeit des Geistes gewesen, die, ihre Schranken verkennend, das Wesen des Christenthumes, als welches in keiner Weise zunächst ein Ding ist, das mit logischen Operationen ergriffen und gefaßt werden kann, alterirt; und als nothwendiger Gegensatz dazu erhob sich dann immer der sogenannte Mystizismus, d. h. diejenige Ansicht vom Christenthum, welche dasselbe zunächst und vorzugsweise als eine Sache des Gefühles, oder popular geredet, des Herzens ansieht. Beide Betrachtungsweisen haben an sich gleich gute Berechtigung, da das Christenthum beiden Gebieten des menschlichen Geisteslebens gleichmäßig angehört. Je weiter die abstracte Verständigkeit in der Handlung des Christenthumes sich über die ihr gesetzte Grenze verirrt (was nicht blos negirend in der Weise des Nationalismus und Naturalismus, sondern auch positiv in der Weise einer todten in dogmatischen Formeln erstarrten Orthodoxie geschehen kann), desto heftiger und schroffer wird natürlich auch der Gegensatz von der andern Seite ausfallen, und kann und wird auch hier zu Verirrungen führen, welche das Wesen des Christenthumes eben so tief verlezen, als die negirenden oder dogmatisrenden Operationen des abstracten Verstandes. Bestätigung finden diese Bemerkungen zu allen Zeiten der christl. Kirchengeschichte, wo wir die Entwicklungsknoten neuer Perioden anschwellen sehen; denn dieser Prozeß beruht eben auf jenem Gegensatz und dessen Conflict.

Das unter so bewandten Umständen in Deutschland wenig auszurichten sei, sah nun Herr v. Welz wohl ein; er ging deshalb nach Amerika, um dort in eigener Person sein Werk auszuführen. Gichtel, der anfangs ihn dahin begleiten sollte, und deshalb schon mit ihm nach Amsterdam gereist war, sollte doch lieber in Deutschland zurückbleiben, weil Welz hoffte ihn hier noch brauchen zu können. Auf der Rückreise von Amsterdam nach Regensburg verweilte Gichtel nun einige Zeit in Zwoll bei dem dortigen Pfarrer Friedrich Breckling, einem Manne, der sogenannten Erleuchtungen hingegeben, mit ungebührlicher Heftigkeit gegen die vermeintlich entartete Lutherische Geistlichkeit polemisierte.

Hier war es nun, wo die innere Entwicklung Gichtels zum Schwärmer wieder einen Schritt weiter und zwar den Hauptschritt vorwärts that. Es begab sich nämlich, daß er einst zufällig Brecklingen im Verborgenen auf seinen Knieen liegen und inbrünstig beten sah. Das traf ihn mit Macht. Er hatte noch nie frei, sondern immer nur aus Büchern gebetet. Er machte nun gleichfalls einen Versuch in der Kunst frei zu beten; und dieser glückte über alle Erwartung gut. Denn er fühlte sich dabei von einer nie gekannten heiligen inneren Freude durchströmt. Allein sie war ihm so seltsam, daß er sie für eine Versuchung des Teufels hielt, der zu ihm spräche: „Nun habe ich dich, nun bist du mein!“ Doch die heil. Schrift, die er nun ergriff, um den Satan zu überwinden, überzeugte ihn bald eines andern. Er schlug zufällig die Worte auf: 1 Cor. 6, 19. „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in Euch ist, welchen ihr von Gott habet, und nicht euer selbst seid.“ — Nun war sie gemacht die große innere Erfahrung, die forthin seinem ganzen Leben die neue eigenhümliche Richtung gab, und zwar durch Gott selbst in seinem Worte war sie ihm mitgetheilt. Das

Gott in ihm sei, das erkannte er nun mit voller Klarheit. Diese große Erkenntniß trieb ihn zum Danke in neuem Gebete. Als er von dem Gebete aufstand, bemerkte er mit Verwunderung, daß es nicht weniger als fünf Stunden gedauert hatte, und wie ihn dies belehrte, daß es mit ihm und dem Gott in ihm wirklich etwas Großes sein müsse, so, sagt sein Biograph, „ühlte er sich nun von Stund an getrieben, das Luthertum zu verbessern.“ Derselbe macht auf diesen Augenblick als auf den eigentlichen Wendepunkt im Leben Gichtels aufmerksam; und das wie einerseits gewiß nicht ohne Gichtels eigene Veranlassung, so anderseits ganz mit Recht; denn, sagt er, „daran erst erkannte Gichtel, daß Gott in uns ist, und hat das Vorurtheil von der Enthusiasterei weggeworfen, womit ihn unsere Lehrer erschreckt hatten.“ Was war also hier das Neue, das in Gichtels Leben trat, und dieses nach sich gestaltete? Nur dieses, daß er seine subjective Meinung zu religiöser Phantasterei jetzt apotheosirte. Sie kam jetzt nicht erst in ihm: wir sehen sie vielmehr von Kindesbeinen an in ihm sich regen. Ja er selbst hat sich ihr Dasein in seiner Brust so wenig bergen können, daß sogar die feindseligen Angriffe, welche die orthodoxen Gegner sich gegen ihn erlaubten, ihm das Bewußtsein seiner Krankheit stark aufregten. Allein die Eitelkeit war stärker in ihm als jener Zug der Wahrheit. Statt über den Schaden, welche seine Widersacher mit rauher Hand berührten, zu heilen, sieht er nun vielmehr in ihm den Quellpunkt eines neuen wahren Lebens, und giebt sich ihm ganz hin. Das Vorurtheil der Phantasterei warf er weg als Vorurtheil, indem er, was er bisher mit Missfrauen als Eingebungen einer schwärmerischen Dünkelhaftigkeit angesehen hatte, fortan zur untrüglichen Stimme Gottes umstempelte. Nicht also jener biblische Spruch war es, der in ihm diesen Wahns hervorrief, sondern dieser vielmehr war es, der jenen als eine willkommene äußere

Stütze ergriff, und mit sich in Uebereinstimmung zu bringen trachtete, um von diesem Grunde aus dann weiter operiren zu können.

Von Zwoll setzte Gichtel seinen Weg weiter fort nach Sulzbach, wo er in Verbindung trat mit Joh. Jac. Fabricius, einem grundgelehrten und frommen Manne, der dabei aber auch ein heftiger Eiferer gegen die Lutherische Geistlichkeit war *). Von hier aus schrieb er eine geharnischte Epistel an die Geistlichkeit in Nürnberg, wohin er sich nun zunächst begab, und von da her suchte er sich seinen Einzug in Regensburg selbst dadurch zu ebnen, daß er eine andere Epistel an die dasigen Geistlichen schrieb, worin er ihre „Falschheit, Heuchelei und Gottlosigkeit,“ besonders die des Superintendent Ursinus, „antastete,“ weil dieser nämlich „sammt den Anderen gleich Lärm geblasen und die Sturmlocke geläutet hätte,“ als Gichtel und v. Welz ihren „Einladungstrieb“ herausgegeben hatten. Dies hatte den Erfolg, daß er gefänglich eingezogen, nach Regensburg wie ein Missenthalter geschleppt, in einen stinkenden Kerker geworfen, und wie ein Gotteslästerer betrachtet und behandelt ward. Im Kerker hatte er viel von inneren Versuchungen zu leiden. Anhaltendes Brüten nämlich über die Lehre von der Prädestination führte ihn zur Verzweifelung an seiner eigenen Seligkeit, und diese trieb ihn zum Entschlusse, seinem Leben durch Erhängen ein Ende zu machen. Allein der Nagel brach, und er sah dies als einen Wink an, daß er leben solle. Die Versuchung wich; er glaubte den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen, wie er ihm mit beiden Händen Feuer ins

*) Er schrieb gegen sie z. B. „Evangelische Bußposaune“ und stellte sie in einer anderen Schrift als den diabolus prudens, sanctus doctus dar. In seinem Hause übrigens sprach alles, Mann, Frau, Kinder, Hebräisch mit einander.

Gesicht werfe. Diesem furchtbaren Paroxysmus folgte eine vierstündige Ohnmacht. Den andern Tag wiederholte sich der Vorfall; allein in der Ohnmacht erhielt Gichtel eine liebliche Vision, die ihm anzeigen, daß die Macht des Bösen durch die Gnade Christi in ihm gebrochen sei. Wir sehen also auch hier wieder, wie die unsäglich unchristliche Wuth seiner Gegner in ihm nochmals, aber, wenn auch jedenfalls sehr gewaltig, doch schon undeutlicher und verworren als zuvor das Bewußtsein der Schuld, die auch auf ihm laste, hervorrief, wie dasselbe aber zuletzt doch der Meinung von der eigenen Vortrefflichkeit und höheren Gottwohlgefälligkeit unterlag.

Endlich ward Gichtel durch einen förmlichen Urtheilspruch als Lezer der Advokatur entsezt, seines Bürgerrechtes und Vermögens verlustig erklärt und aus Regensburg verbannt. Um ihn zu retten trug der Magistrat ihm aber eine eben erledigte Syndikatsstelle an. Er bat sich Bedenkzeit aus. Es beginnt ein harter Kampf; er will nichts aus den Händen, die ihn so schwer gekränkt, annehmen. Doch aber konnte es ja auch ein Wink der Borsehung sein, dem er dann zu folgen berufen war. Da kam er zu der Entscheidung: „Versucht dich Gott, so versuche du ihn auch.“ Es war die erforderliche Form, daß Gichtel sich hätte in einer schriftlichen Petition um die ihm angetragene Stelle noch bewerben müssen. Dies that er nicht, sondern überließ es dem Magistrat, ihn förmlich auch ohne das zu berufen. Man nahm dies begreiflicher Weise für beleidigenden Hochmuth; ein Anderer erhielt das Amt, und Gichtel mußte in die Verbannung.

Die göttliche Borsehung ward nicht müde, diesem Manne in den Weg zu treten, ob er vielleicht durch ihre heilige Wundergestalt erschreckt umkehrte. Im Februar 1665 bei heftiger Kälte trat Gichtel seine

Wanderung ohne Geld und Freunde an. Ein innerer Zug, meinte er, führe ihn nach Westen. So kam er in das Badische Städtchen Gersbach, wo er bei dem seelenverwandten Pfarrer Pistorius freundliche Aufnahme fand; wie er denn auch aus dieser Zeit überhaupt von vielen wunderbaren Fügungen, wodurch sich die vorsehende Macht ihm kund gab, zu erzählen weiß. Noch vor Ende des Jahres 1665 erhielt er von seinem Freunde v. Welz den Auftrag und die pecuniären Mittel, um als Rechtsanwalt desselben nach Wien zu gehen, und für denselben den Besitz weitläufiger Ländereien in Croatiens anzutreten. Es begann hiemit die Zeit eines vorübergehenden Glanzes für Gieckeln. Denn er erwarb sich durch die Geschicklichkeit und die Umsicht, mit der er seinen Auftrag ausführte, so allgemeine und hohe Auszeichnung, daß ihm sogar, wie er erzählt, die Stelle eines Sekretärs bei der Gesandtschaft, welche die künftige Gemahlin des Kaisers Leopold von Mailand abholen sollte, angeboten ward, wobei er, nach seiner Versicherung, freie Tafel, eine Kutsche mit sechs Pferden und einen monatlichen Gehalt von zweihundert Dukaten haben sollte. Allein er lehnte dies Anerbieten ab, und zog es vor, in selbsterwählter Armut zu leben, und so Gott Gelegenheit zu bieten, daß er sich an ihm verherrliche. Ja er erblickte in jenem Antrage eine Versuchung des Bösen. Vor vielen Anderen, welche zu einem solchen Geschäfte geschickter gewesen wären, als er, meint er, sei doch gerade ihm das begegnet, weil der Weltgeist etwas ganz Besonderes in ihm müsse entdeckt haben, was ihm selbst bisher verborgen geblieben sei. Darum schenkte er auch, als jetzt die Stadt Regensburg, welche sich des an dem vom Kaiser sogar so hoch Geehrten Verübtens zu schämen beginnen möchte, ihm den Rest seines Vermögens, bestehend in 4000 Thlr., zurück, seiner ältesten Schwester. So tief hatte geistlicher Hochmuth ihn nun schon vergiftet, daß auch

solche Entzagungen ihm nur zu eigenliebiger Selbstbespiegelung dienen müsten. Und dabei vergaß er denn natürlich, daß er eine alte bedürftige Mutter hatte. Daher als diese späterhin, wie er selbst sagt, „seine Unterstützung höchst nöthig hatte,“ konnte er ihr nichts geben. Sünde gebiert immer nur Sünde.

Als er sein Commissorium im Jahre 1666 glücklich beendigt hatte, verkauschte er seine anständigen und reichen Gewänder wieder mit dem schlechten Kittel, und trat seine Irrfahrt nach Westen an. Er begab sich nach Zwoll zu Breckling. Zwischen beiden trat nun ein höchst sonderbares Verhältniß ein, zu dessen näherer Aufklärung uns aber die Data mangeln. Wiewohl vertrauter Freund einerseits, verrichtete Gichtel doch anderseits bei Breckling förmliche Bedienterdienste, indem er für jenen waschen, kochen, ihm sein Bett machen, und dabei sich mit gemeiner Gesindekost begnügen mußte. Nichts desto weniger vertrat er seinen Herrn und Freund in einem Streite, in den dieser mit seiner Gemeine gerieth, so kräftig, daß, als das Consistorium der Provinz Ober-Ossel zu Amsterdam, unter welchem Zwoll stand, Miene machte denselben seines Amtes zu entsezten, er in zwei verschiedenen Eingaben an das Consistorium, seinen Freund zu vertheidigen bemüht war. Er suchte in beiden zu beweisen, daß er von Gott den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, das Consistorium vor Gericht zu zitiren; und nach der Art und Weise, wie er früher die Regensburgische Geistlichkeit behandelte hatte, läßt sich vermuthen, daß er jetzt, wo er in seinem prophetischen Hochmuth um hundert Stufen höher stand, die Amsterdamer Behörde, welche einen Geistesverwandten von ihm seines Amtes entsezten wollte, nicht glimpflich werde behandelt haben. Er ward nun von dem Consistorium aufgefordert, zu erklären, daß er jene beiden Schmähchriften in Geistesabwesenheit geschrieben habe; dann sollte ihm die

ordentliche Strafe erlassen werden. Da er solches verweigerte, so erfolgte am 6. März 1668 die Strafe. Er schildert sie uns selbst in einem Briefe vom 19ten April desselben Jahres in folgenden Worten: „Ich unwürdiger, nachdem durch die Kraft des, der uns berufen und zu seinem Amt tüchtig gemacht hat, die Wahrheit wider die Obrigkeit in Zwoll bezeuget, haben sie mich ins Gefängniß legen lassen und zwingen wollen, mein Schreiben und Zeugniß zu widerrufen. Als ich aber durch den Herrn mit Freidigkeit zu leiden, angethan, standvest bei der Wahrheit gehalten, hab ich erdulden müssen, daß im Beyseyn vieler Menschen, der Henker auf ihr Befehl, mein Gottes- Zeugniß und Wort um das Maul geschlagen, mit Feuer verbrennet; ich aber mit zweien Knechten zur Stadt ausgeführt und auf 25 Jahr des Landes versrieben worden.“

Er ging nun nach Amsterdam, wo er auch bis zu seinem Tode verblieb. Diese Zeit seines Lebens ist an äuferen Ereignissen arm; desto reicher entfaltete sich jetzt sein inneres; jetzt trug die Blüthe Frucht, indem hier sich die Wahnmeinungen Gichtels, die freilich schon lange im Keime in ihm ruheten, sich eigentlich ausbildeten. Daher wir auf diese im Folgenden zumeist unsere Aufmerksamkeit zu richten haben werden.

(Beschluß folgt.)

IV. Dinter-Verein.

„Dinter kann und darf nicht vergessen werden!“ Das tönt gewiß in jedes Preußen Brust wieder, der dieses Mannes Verdienste um seine Brüder kennt und recht zu würdigen versteht. Aus den Herzen derseligen wird das Gefühl dankbarer Verehrung nicht verschwinden, die seine aufopfernden Bemühungen um das Gedeihen des Volkschulwesens in Preußen zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein Blick auf dasselbe, und der alte Dinter tritt in seiner rastlosen Thätigkeit vor ihre Seele, nöthigt sie bei seinem Bilde zu verweilen, denn seine Tugenden fesseln. Wollet Ihr, verehrte Freunde Dinter's, in traulichem Vereine seinen Geburtstag festlich begehen, um auch in denen, welche jenem großen Manne ferner standen, welche nur von ihm gehört oder gelesen haben, das Andenken an ihn lebendig zu erhalten, so wird Euch der Dank aller Derselben nicht ausbleiben, welche in dem Anschauen einer schönen Seele Ersatz für die Sorgen und Mühen dieses Lebens finden. Jedoch, Einer wird nach dem Andern aus diesem Kreise scheiden, Einer nach dem Andern wird dem freudigen Arbeiter in dem Weinberge des Herrn folgen, wohin er vorangegangen ist; und Dinter — stirbt zum zweiten Male, und das Freundesherz trauert zum zweiten Male um den Verlust dankbarer Anerkennung der Verdienste Dinter's; und die Nachwelt ist um diesen Schatz ärmer geworden. Diese Besorgniß dürfte sich wohl jedem fühlbar machen, Jedem, welcher wünscht, daß Dinter's ungeheuchelt anspruchsloses Wesen neben dem großen Segen, den er gestiftet, noch lange ermunternd vorleuchten möchte.

Die Nachwelt aber soll dem anspruchslosen Manne danken, sie soll, im Gefühle des Dankes, sein Andenken bewahren und feiern, ihr darf ein solches nicht verloren gehen; denn auch für sie hat er gearbeitet, auch ihr Segen bereitet. Sie kenne nicht nur den Namen

„Dinter,“ sie verehre den Mann, der das Vertrauen seines Königs so schön rechtfertigte.

Die Auswahl der Mittel dürfte bei der Frage, auf welche Weise ihm die dankbare Anerkennung der Nachwelt gesichert werde, das richtige finden, wenn ihr Dinter's Sinn nicht fremd wäre. Dinter'n aber ein Monument von Erz oder Marmor setzen, hieße seine Sinnesweise nicht kennen oder verleugnen. In den Herzen der Menschen, für die er wirkte, da werde Dinter'n ein Monument errichtet! Ein Andenken in dankbarer Liebe hat er uns abgezwungen, das wird er auch der Nachwelt abnöthigen, wenn wir das, wodurch er groß ward, wodurch er Verdienste sich erworb und sein anspruchsloses Wesen bewahrte; das, was großen Geistern Mutter herrlicher pädagogischer Früchte und schwächeren ein Schutzengel ihres redlichen Strebens wird; was eines Franke, eines Pestalozzi eigentliches Leben war; was unsern Herrn zu rufen nöthigte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ wenn wir diese herrliche Kraft des Himmels, die zu ersterben beginnt, je mehr Verstandes- und Gedächtniswerk getrieben wird, die Liebe zur Jugend durch eine zweckmäßige Einrichtung unter Dinter's Panier zu beleben und zu nähren suchen. Dann bauen wir Dinter'n ein Monument in den Herzen der Nachwelt. Wer wollte dazu sich nicht gern mit Gleichgesinnten vereinigen! Ein solcher Verein, der zusammentritt, um Dinter's Andenken in freundlicher Anerkennung seiner Verdienste zu feiern, der nach Dinter's Vorbilde für das Heil der Jugend wirkt, der einen Beitrag zur Veredlung derselben liefert, in dem Dinter's Liebe zur Jugend von Neuem ihren Thron aufbaut, der ist der rechte Dinters-Verein. Einen solchen lasset uns gründen, Freunde der Menschheit! Eurer Zustimmung glauben wir uns erfreuen zu können, wenn wir behaupten, daß, so wir die Liebe zur Jugend wecken und wach erhalten, wir auch die Liebe zu allen Menschen pflanzen und erziehen. Diese Wirkungen des Verein's werden das freundliche

Andenken an Dinter, den Kinderfreund, und dankbare Anerkennung seiner fruchtreichen Bemühungen um das Wohl der Jugend der Nachwelt sichern.

Solche Wirkungen aber rief er selbst nur durch die kräftige That hervor. Wer könnte alle die Herzen zählen, die im Gefühl des innigsten Dankes noch seine Asche segnen! Im fernen Deutschlande, wie in unserer Nähe vernehmen wir ihre Stimmen. — Wodurch würde der Dinter-Verein seinen Zweck erreichen? In welcher Einrichtung zunächst würde er der Welt seinen Sinn offenbaren? — So viel ist klar, diese Einrichtung müßte, um zweckmäßig zu erscheinen, Dinter's würdig und ausdauernd sein. Des gefeierten Mannes würdig wird sie sein, wenn sie das Wohl der Menschheit durch zweckmäßige Erziehung der Jugend fördern hilft; wenn sie geräuschlos und ohne Ruhmrednerei ins Leben tritt und wirkt; und wenn sie Gelegenheit giebt, Beweise von Menschenfreundlichkeit und Aufopferungssinn zu liefern. Sie wird ausdauern, wenn sie, indem sie Dinter's Namen trägt, zugleich ein Bedürfniß der Gesellschaft befriedigt; wenn diejenigen, welche für die Erhaltung dieser Einrichtung sorgen, eingedenk des schönen Zweckes derselben, stets in Eintracht leben; wenn der Grundstein dieser Einrichtung im Namen Gottes gelegt wird.

Als eine solche Einrichtung stellen wir die Kleinkinder- oder Bewahrsschulen auf, die sich überall da als Bedürfniß fühlbar machen, wo Eltern nicht im Stande sind den gehörigen Fleiß, die nöthige Aufmerksamkeit auf die Bildung der zarten Kleinen zu verwenden. Wenn dies nun bei den höhern Ständen geschieht, so finden wir umgekehrt für die niedern, vorzüglich für die arbeitende Klasse unsrer Mitbrüder, die Einrichtung von Bewahrsschulen für die Kinder selbst und ihre Eltern, wie für die ganze Gesellschaft, in der sich diese bewegen, segensreich, ihren Mangel aber sich mit großen Nachtheilen rächend und darum sie selbst nothwendig. Der Geheime Kirchenrath Schwarz spricht sich hierüber

folgendermaßen aus: „Wenn in einem Lande das Schulwesen mit den Kleinkinderschulen anfängt, dann geht es von seinem wahren Anfangspunkte aus und befolgt von Grund aus das Naturgesetz der Stetigkeit, es erwächst sonach in seiner Wahrheit und Kraft. Nicht als ob damit etwas Besseres eingesetzt werde, als die häusliche Erziehung, denn dieses ist und bleibt das Beste und allgemein Wünschenswerthe. Aber es wird doch damit etwas angeordnet, das besser ist, als eine schlechte Erziehung zu Hause, das sie da möglichst ersezt, wo sie ganz fehlt, das die Kinder gegen Unheil sicher, und das densjenigen Eltern, die bei treuer Sorgfalt gehindert sind, alles für ihre Kleinen zu thun, eine höchst erwünschte Unterstützung gewährt. So errichte man in Gottes Namen solche Kinderhäuser. Sie sind eine Wohlthat für Stadt und Land; ein Heil für das Volk, und im Reiche Gottes eine Befolgung des heiligen Zurufs: „„Lasset die Kleinen zu mir kommen,““ solch ist das Himmelreich!“ Bedeutende Stimmen haben sich auch in unserm Vaterlande für die Organisation solcher Bewahrschulen erhoben, und an vielen Orten unsrer Monarchie sind dieselben auch gegründet worden. Vorzüglich ist Berlin hierin mit einem guten Beispiel vorangegangen, wo in neuster Zeit die Sache mit vieler Liebe auch von Seiten des Publikums gepflegt wird. Sollten diese Schulen bei uns weniger nothwendig sein? Giebt es bei uns der armen Mitbrüder etwa weniger, die, Mann und Frau ihr Brod außer dem Hause suchen und den ganzen Tag hindurch ihre jammernden Kleinen entweder ältern Geschwistern oder fremder sorgloser Aufsicht, nicht selten leider in physischem und moralischem Schmuze zurücklassen müssen? Sie sind da. Und wer das Bedürfniß der Bewahrschulen bei uns leugnen wollte, der hat noch nicht die Hütten jener Armen betreten, noch nicht das Schreien und Jammern der armen, hilflosen Wesen vernommen, die doch unsre jüngere Brüder sind. Möchte, wie Berlin dem Staate, Königsberg unsrer Provinz

mit gutem Beispiele auch in dieser Beziehung vorangehen!

„Haben wir aber nicht Schulen genug, haben wir nicht Armenschulen?“ — Allerdings haben wir viele Schulen, und wer wollte dafür unserm treuen Landesvater nicht danken; aber für den Menschen noch nicht genug, und die Armenschulen erhalten, da sie nur Kinder von einem bestimmten Alter aufnehmen dürfen, doch meistens nur junge Seelen, von welchen wir nach der Lage der Dinge wohl Grund zu besorgen haben, ob nicht der Keim des Verderbens in sie schon gelegt, oder gar in ihnen schon ausgebildet sei. Ueberhaupt sind ja diese Schulen, nicht, Schulen im strengen Sinne des Wortes, sondern sie sind im eigentlichen Sinne, Bewahrschulen.

Ferner. „Zugegeben, sie seien hier nöthig, woher soll der Fond genommen werden, aus dem solche Anstalten eingerichtet und unterhalten werden könnten?“

Da viel, sehr viel durch die Fürsorge unsres allverehrten und allgeliebten Königs für das Schulwesen geschieht, und Bewahrschulen zunächst Denjenigen Nutzen bringen, in deren Mitte sie eingerichtet werden, so kann freilich nicht mit der Hinweisung auf Staatskassen geantwortet werden, und selbst, wenn es auch geschehen könnte, würde es dem Zwecke des Vereins nicht förderlich sein. Der Staat rechnet in solchen Fällen mit Recht auf die freundliche Theilnahme und thätige Mitwirkung aller Denjenigen, welche zur Förderung und Ausbreitung des Guten gern die Hand bieten. Auf sie würde auch der Verein zählen. In dieser Beziehung ist ja unsre Stadt reich zu nennen. Würdiger Männer und Frauen, deren Bescheidenheit nur verbietet, sie hier namhaft zu machen, die schon so oft bei andern Gelegenheiten Beweise ihrer Menschenfreundlichkeit gegeben haben, zählt unsre Stadt nicht wenige. Wir dürfen hoffen, daß sie uns bei diesem das Wohl unsrer Mitbürger, wie der Menschheit, fördernden Werke ihren Beistand nicht versagen werden.

Alle, Ihr Väter und Mütter, werdet einen Blick auf Eure lassenden Kleinen, um die Ihr zittert, und die Ihr, wenn es auch Euer Herzblut kosten sollte, nicht fremden rohen Händen anvertrauen möchtet, auf sie blicket hin, wenn wir um Eure freundliche Theilnahme bitten! Den bedeutendsten Fonds haben wir gefunden, sobald es uns mit Gott gelungen ist, Herzen für das gute Werk zu gewinnen. Und diese Hoffnung wird uns um so weniger täuschen, da der Segen dieser Anstalten in keinem Verhältnisse zu den geringen Kosten steht, die sie verursachen. Ein ganz unbedeutender monatlicher Beitrag von 500 Mitgliedern setzt uns in den Stand, drei Bewahrschulen in den Theilen unsrer Stadt einzurichten, in welchen die handarbeitende Klasse unsrer Mitbürger wohnt.

Die Bewahrschule ist eine Dinter's würdige, und, wie zu erwarten steht, ausdauernde Einrichtung. Sie sei das Monument, das ihm die Anerkennung seiner Verdienste setzt. Es beruht auf und ruht in den Herzen der Menschen, und die Nachwelt wird an diesem Monument nicht gefühllos und stumm vorübergehen, sondern wird sein Andenken segnend feiern. Vereinigen wir uns nun auf diese Weise Dinter's Andenken zu ehren, so dürfte die Hoffnung nicht zu fühn sein, daß Freunde oder Schüler oder Zöglinge Dinter's, oder Männer, die ihn wegen seines anspruchslosen Wesens bei seinen Verdiensten lieb gewonnen haben, und die zerstreut in unsrer Provinz wohnen, zu ähnlichen Einrichtungen sich aufgemuntert fühlen werden.

Feiern wir dann Dinter's Geburtstag, dann wird sein Geist nicht mit wehmüthig lächelnder Miene durch unsre Reihen gehen und fragen: „Wo sind meine Jungen?“

Wir sind weit entfernt, uns die Schwierigkeiten zu verheimlichen, die sich auch dieser guten Sache entgegenstellen werden; doch rechnen wir zunächst auf den thätigen Beistand dersjenigen geehrten Männer, welche am 29. Februar a. e. sich hier in Königsberg zur Feier

des Geburtstages Dinter's vereinigten, in Erwartung, daß sie unter ihren Freunden und Bekannten das Werk wahrer Menschenliebe fördern werden. Die Unterzeichneten gedenken, wenn sich eine genügende Anzahl von Unterschriften gefunden, den geehrten Mitgliedern des Dinter-Bvereines in einer öffentlichen Versammlung die Statuten desselben, wie den Plan zur Errichtung der Bewahrsschulen, vorzulegen.

So lasset uns denn in Gottes Namen an das Werk gehen! Mit Ihm wird es gelingen. —

Königsberg, den 29. Mai 1836.

Hist. Hartung. Bartius. Lucas. Fatscheck.
Laudien. Zimmermann.

V. Anti-Lorinser.

Herr Regierungs- und Medicinalrath Lorinser hat in eine medicinische Zeitschrift einen Aufsatz: zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, eintrücken lassen, der eben so deutliche Spuren von wohlwollender Gesinnung als von geringer Kenntniß der Sache an sich trägt. Indes hat ein hohes Ministerium der geistl., Schul- und Medicinalfachen, weit entfernt einen Tadel seiner Einrichtungen zu unterdrücken, alle Gymnasien aufgefordert, in einer Sache von so großer Wichtigkeit sich über ihre Erfahrungen und Ansichten auszusprechen. Dieser Aufforderung verdanken folgende Bemerkungen ihre Entstehung.

Den Grundgedanken der Lorinerschen Schrift, daß über der geistigen Ausbildung der Körper nicht vernachlässigt, geschweige denn durch jene in frankhaften Zustand versezt werden dürfe, theilt jeder Erzieher, und er ist der Fundamentalsatz aller vernünftigen Pädagogik. Das ist aber auch das einzige, worin wir

übereinstimmen. Ein großer Theil von Loriners Anklagen ist nämlich bereits erledigt. Wenn derselbe p. 7 behauptet, „dem fleißigen Schüler blieben kaum an Feiertagen einige Erholungsstunden,“ so ist dies gesetzwidrig. Ein Befehl des hohen Ministerii verbietet, daß die Schüler der beiden untersten Klassen nur 2, die der mittleren nur 3, die der beiden obersten nur 4 Stunden außer der Schulzeit beschäftigt werden sollen. p. 8 klagt Herr Lorinser, daß „Niemand mehr den Grundsatz einer kräftigeren Generation zu kennen scheine, wonach ein Knabe nur 2 Stunden anhaltend sitzen und lernen könne.“ Gerade das bestimmt aber ein Ministerialbefehl, daß nach jeden 2 Stunden eine Pause der Erholung eintrete. p. 11. „Das Singen schade einer schwachen Brust.“ Darum eben dispensirt auch in jeder Schule ein ärztliches Attest über Schwäche der Brust vom Singen.

Einige Behauptungen des Herrn Lorinser müssen wir ferner als schief oder geradezu falsch bezeichnen. p. 7. „Oft seien fleißige Schüler frank, und träge gesund;“ und p. 8. „Fleißige Schüler sind häufig einfältig, geistig erschlafft und dem Leben abgestorben.“ Leider ist dies wahr. Da indes der entgegengesetzten Fälle eben so viele oder wohl gar noch mehre sind, so beweist dieser Umstand nur, daß Fleiß nicht vor geistiger und körperlicher Krankheit bewahre, aber nicht, daß er sie erzeuge. Ja nach p. 10 ist es sogar „keine große Seltenheit mehr, daß Primaner und Sekundaner vor Fleiß hypochondrisch werden.“ Wir haben doch manchen fleißigen Schüler gehabt, und erfreuen uns noch nicht weniger, aber daß einer vor Fleiß hypochondrisch geworden, ist in unserer Erfahrung noch nicht vorgekommen. Nach p. 12 ist es „das Studiren bei Lichte, welches die Kurzsichtigkeit unserer Generation erzeugt hat, und woher sich die Zahl der Brillenträger auf den oberen Klassen jährlich vermehrt.“ Das letzte muß als Faktum geradezu bestritten werden; es sind immer wenige gewesen, die sich in der Schule

der

der Brillen bedient haben, und sind auch noch jetzt sehr wenige. Uebrigens weiß jeder, daß das Brillentragen eine Mode ist, die weder von fleißigen Schülern aus gegangen ist, noch von ihnen allein befolgt wird.

Statt solcher Behauptungen, deren Ungrund jedem Vater und Lehrer einleuchtet, hätte Herr Lorinser lieber näher auf die Gründe des Uebels eingehn sollen, oder, wenn dies eine genauere Kenntniß der Gymnasien erforderte, als ihm zu Gebote stand, einige medicinische Bestimmungen angeben sollen, z. B. über die Stundenzahl, welche im Durchschnitte ein Knabe auf verschiedenen Altersstufen sätzen kann, ohne dem Körper zu schaden. Eine solche genauere Angabe, wo eigentlich die Quelle des Uebels liege, finden wir zwar wirklich: „die Schuld trage nämlich die Bielheit der Unterrichtsgegenstände, die Bielheit der Schulstunden und die Menge der häuslichen Arbeiten.“ Dieser Behauptung können wir aber nicht so unbedingt und allgemein bestimmen. Je öfter wir das neue Reglement für die Abiturientenprüfung erwägen, welches wir doch als Norm der Schularbeiten von Sexta an betrachten müssen, um so mehr befestigt sich in uns die Ueberzeugung, daß die dort verlangte Kenntniß von einem achtzehnjährigen Jünglinge (in welchem Alter doch die meisten Abiturienten stehen) erlangt werden könne, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet. Nur wegen des Französischen hegen wir einen Zweifel, nicht, ob das dort geforderte zu leisten möglich sei (Fertigkeit im Uebersetzen in und aus dem Französischen), sondern ob es überhaupt zweckmäßig ist, eine neuere Sprache zu treiben, wenn man es nicht bis zum Sprechen bringen kann. Die große Schwierigkeit, welche die Aussprache des Französischen dem an deutsche Aussprache schon zu gewöhnten Munde des Quartaners oder gar Tertianers macht, kann nur durch vieles, unter Aufsicht des Lehrers angestelltes, lautes Lesen überwunden werden. Dazu fehlt aber in der Schule, zumal in vollen Klassen, offenbar die Zeit, und deshalb verlangt es

auch das Reglement vom Abiturienten nicht. Sind aber einmal für jeden, der dieser Sprache wirklich mächtig werden will, Privatsunden unerlässlich, so würden wir aus solchem pädagogischen Grunde (keinesweges weil der Unterrichtsgegenstände zu viele sind) gern das Französische wieder aus der Reihe der Schullectionen verschwinden sehn. Doch halten wir dies für unbedeutender. Die Klagen über die Gymnasien werden durch die Entfernung dieser Sprache nicht aufhören, vielmehr scheinen sie uns auf folgenden Punkten zu beruhen.

1. Sehr viele Lehrer fordern mehr, als jenes Reglement, oder überhäufen die Schüler mit unnötigen Arbeiten. Wenn wir eben bemerkten, daß das Reglement nicht zu viel fordert, so fordert es doch so viel, daß es die Kräfte des Schülers vollkommen in Anspruch nimmt. Nun giebt es aber sicher an jeder Schule Lehrer, die theils aus Pflichteifer die Schüler gern noch mehr lehren möchten, theils aus moralischen Gründen, damit nicht Müßiggang den Schüler verderbe, ihn mit Arbeiten überschütten, theils auch aus bloßer pädagogischer Grille, oder um sich in den Augen des Schülers einige Wichtigkeit zu geben, allerlei Uebungen fordern, die in der That unnötig sind. Es sieht zwar gehässig aus und kann von Uebelwollenden leicht als Persönlichkeit gedeutet werden, wenn man auf Einzelnes eingeht, doch können wir unsere Behauptung andererseits nicht so unerwiesen dastehn lassen, und müssen daher angeben, was wir meinen. — Von den schriftlichen Arbeiten, die an manchen Schulen Sitte sind, würden wir zuerst die Versübungen fast ganz streichen. Zwar fordert das Reglement im §. 25., daß die Prüfung im Deutschen sich auch auf Prosodie und Metrik erstrecke, aber im §. 28., wo die Kenntnisse, die ein Abiturient besitzen muß, um ein Zeugniß der Reife zu erhalten, angegeben sind, wird jener Wissenschaften gar nicht gedacht; er braucht also davon nichts

zu wissen, und ist doch reif; wozu also monatliche Versübungen von Tertia an? und also doch auch wenigstens monatlich eine Stunde zum Durchgehn derselben! Im Lateinischen wird die Forderung aufgestellt, daß der Abiturient „sicher in der Quantität sei, und über die gewöhnlichen Versmaße genügende Ausskunft geben könne.“ Dies wird beim Lesen der Dichter, besonders des Horaz, zur Genüge erreicht werden können; jenes, wenn man auf richtige Aussprache dringt, beim Lesen der Dichter auch hierauf aufmerksam macht, endlich eine kurze Zeit turbirte Verse restituiren läßt, welches wohl im zweiten Jahre auf Tertia oder im ersten auf Sekunda am zweckmäßigsten geschehn dürfte. Für Griechische Verse ist nirgends ein Grund. Und es halte Niemand diese Versübungen für zu unbedeutend; sehen wir doch, daß sonst ehrliche und fleißige Schüler sich gerade bei diesen Übungen Beintrügereien zu Schulden kommen lassen, indem sie bald von einander, bald aus gedruckten Büchern abschreiben!

— Die Griechischen Exercitien sind ferner nicht mehr Gegenstand der Abiturientenprüfung; um indeß „in der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax fest zu sein,“ wie das Reglement verlangt, sind sie dem Schüler nöthig und sicher eine Erleichterung, so lange er in der Grammatik noch neue Regeln zu lernen und einzuhüben hat, doch also auf Tertia und Sekunda. Zu bloßer Repetition aber der schon gelernten Regeln thun sicher Extemporalien, in der Stunde angefertigt, dieselben Dienste; eine Einrichtung, die auf manchen Gymnasien besteht, und nach dem Urtheil der dortigen Lehrer keinen Schaden bringt. — Sonst wüssten wir zwar nicht von schriftlichen Arbeiten, die wir, unbeschadet der nothwendigen Kenntnisse unserer Schüler, ganz weglassen könnten; aber sicher sind alle sehr abzukürzen. Dies würde noch obenein einen zweiten Vortheil bringen: der Lehrer würde freudiger und eifriger arbeiten. Nichts ist für den Lehrer so

erschlaffend, als die Correctur der schriftlichen Arbeiten, und unter zehn Lehrern, denen ihr Amt zuwider geworden, trägt gewiß bei neunen diese geistködtere Mühe die Schuld. Auch säumt selbst der Pflichtgetreueste nicht, sich, so bald er kann, die Correcturen vom Halse zu schaffen.

Dazu kommt ferner, daß oft im Vortrage selbst der Lehrer zu weit geht, und den Schüler zu übertriebenen Präparationen und Repetitionen zwingt. In der Naturgeschichte z. B. wird im Reglement „eine hinreichend begründete Kenntniß der allgemeinen Classification der Naturprodukte“ verlangt; man vergleiche damit unsern Unterricht. Anthropologie bis auf das genaueste, mit lateinischen und deutschen Bezeichnungen jedes einzelnen Knochens, und was die neueste Zeit an Mollusken und Infusorien entdeckt hat, wird in vielen Gymnasien wirklich gelehrt. — In deutscher Literaturgeschichte bestimmt das Reglement „einige Kenntniß der Hauptepochen;“ und auf jedem Examen beinahe hört man nach Büchern fragen, die wenige Lehrer gesehn (gelesen vel duo vel nemo!) haben, und die meisten Schüler nie zu Gesichte bekommen werden. Wie oft in Mathematik und Geschichte mehr verlangt wird, als verlangt werden sollte, ist bekannt genug; nur eine Wissenschaft ist an allem solchen Frevel unschuldig — die Geographie, zwar interessant und wichtig, wie nur eine, aber in unsern Schulen (und zwar fast allen) nur so weit geduldet, daß der Schüler erfahre, es gebe eine solche Wissenschaft, von der er aber noch nichts wisse. Wenn das Französische ausschiede, hätte sie unbedenklich auf den gewonnenen Platz die begründesten Ansprüche. Und da Herr Professor Rosenkranz, gewiß der kompetenteste Richter in dieser Sache, die Entfernung der philosophischen Propädeutik aus den Schulen zu wünschen sich veranlaßt gesehn hat, und das Reglement sie ebenfalls nur als Nebensache bezeichnet, indem es das

Zeugniß der Reife gar nicht durch die Kenntnisse und Fortschritte in dieser Wissenschaft bedingt, so würden wir vorschlagen, auch diese Stunde lieber der unglücklichen Geographie zuzuwenden.

Endlich, wenn Herr Regierungsrath Lorinser wirklich Recht hat, daß in manchen Gymnasien wöchentlich 42 Schulstunden ertheilt werden, also (da doch Sonntags wohl nirgends Schule ist) 7 Stunden an jedem Wochentage, so scheint hier allerdings ein Einschreiten der Behörde, eine Bestimmung des Maximums der Stundenzahl nothwendig. 32 Schulstunden müßten durchaus genügen, zumal wenn man das Singen und Zeichnen wegließe, da diese Fertigkeiten doch ein natürliches Talent erfordern, welches so selten ist, daß die meisten Schüler einer Klasse nur die Talentvolleren hemmen und es höchstens zu mittelmäßigem Dilettantismus bringen. Da es überdies schwer zu unterscheiden ist, ob wirklich Mangel des Talentes oder Unlust bei dem Einzelnen den Erfolg verhindert, ist es theils den Lehrern dieser Lektionen schwer, sich vor Ungerechtigkeiten zu hüten, theils besfinden sich die Schüler in der Versuchung, das Nichtwollen hinter das Nichtkönnen zu verbergen.

2. Manchem Lehrer wird die Schule zur Last, theils weil er als Gelehrter glänzen will, theils weil er mit Correcturen, Inspectionen oder Schulstunden überladen ist. Abgesehn davon, daß auch wir Lehrer einige Berücksichtigung verlangen, führt dies den Uebelstand herbei, daß ein solcher Lehrer in übler Laune sich leicht zu Härte und Ungerechtigkeit gegen die Schüler verleiten läßt, und dadurch deren Fortschritte wenigstens erschwert.

3. Die Lehrer sollen sich in die Hände arbeiten, aber wie wenige Schulen bilden ein organisches Ganzes. In den meisten ertheilen die Lehrer wahre Privatstunden, und der Ort ist das einzige Bindemittel ihrer oft

entgegengesetzten Bestrebungen. Es giebt Lehrer, die bald um bei den Eltern nicht für strenge zu gelten, bald im Gefühle, daß ihre eigene Nachlässigkeit an den geringen Fortschritten der Schüler Schuld ist, jeden verzeihen der Lehrer der nächst höheren Klasse mag zusehn, was er mit solchen Knaben anfängt. Allein solche Milde trägt die bittersten Früchte; nach der früheren Trägheit muß jetzt übermäßige Anstrengung folgen, und wir wissen von Abiturienten, die bis um 12 Uhr aufgesessen haben, und sich um 4 Uhr schon wieder wecken ließen (und dies Monate lang!) um sich zum Examens zu präpariren. Das junge Leute so etwas thun, ist thöricht genug, und hat leider schon tödtliche Folgen gehabt. Dass aber Eltern sich einschilden lassen, so etwas sei nothwendig, sei eine von den Lehrern und höheren Behörden geforderete oder doch gebilligte Sache, klingt für jeden, der sich nicht mit Erstaunen von der Wirklichkeit überzeugt hat, gewiß mährchenhaft.

4. Ein großer Theil der Schüler ist einmal von der Natur nicht zum Studiren geschaffen; vergebens aber machen die Lehrer die Eltern darauf aufmerksam. Es ist natürlich, daß ein Vater dem Urtheile des Lehrers nicht unbedingten Glauben schenkt; aber es müßte ihm doch so viel gelten, daß er selbst eine Untersuchung anstellte. Denn jede Anstrengung des Geistes, die nicht mit Lust geschieht und nicht von Erfolg begleitet ist, schadet nothwendig dem Körper.

5. Einflüsse, welche die Schule nicht hindern kann, werden dem heranwachsenden Schüler oft schädlich, und zerütten seine Gesundheit. Darüber lohnt aber nicht zu sprechen, weil viele Väter sich einmal um ihre Söhne nicht kümmern wollen, die verständigen aber sehr wohl den Unterschied zwischen Genuss der Jugend und Ausschweifung kennen.

6. Wenn die Gymnasien in ihren Leistungen sich auf die Bestimmungen des Reglements zurück-

ziehn, so müssen unsere Universitäten angewiesen werden, für allgemeine, übersichtliche Collegien zu sorgen, welche auch dem Studirenden aus einer andern Fakultät verständlich, interessant und nicht zu zeitraubend seien, damit es ihm möglich werde, sich auf der Universität weiter auszubilden.

7. Endlich sind gymnastische Uebungen nothwendig, und zwar für alle Schüler, die nicht durch ein ärztliches Attest, daß ihnen diese Anstrengung schädlich sei, entbunden sind. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher diese Einrichtung, mit so allgemeiner Theilnahme begonnen, und von so vielen noch jetzt dringend verlangt, so schnell aufgehört habe; aber vieles liegt gewiß theils in zufälligen Umständen, besonders der Gleichzeitigkeit des Schwimmunterrichts, theils in unzweckmäßigen, vielleicht durch Geldmangel herbeigeführten Anordnungen. Allein bei dem hohen Werthe dieser Uebungen, bei der Sorgfalt für das körperliche Wohl der Schüler, und bei der Liberalität, die unsere Regierung auszeichnet, sehn wir mit Vertrauen einer baldigen Bestimmung entgegen, damit wenigstens dieser Grund des Geldmangels nicht ferner angeführt werden könne.

E. Hagen, Dr.
Oberlehrer am Collegium Fridericianum.

VI. Ueber Lehrerinnen und ihre Ausbildung.
Von Z.

Nachdem man begonnen hat, sich die Wichtigkeit einer allgemeinen weiblichen Jugendbildung zu gestehen; nachdem große Männer selbst das edele Gesündniß auf den Altar der Menschheit niedergelegt haben, daß sie das Meiste von dem, was sie ihrer Persönlichkeit nach waren, ihren edelgebildeten Müttern verdankten; nachdem vor allen das eigentliche Wesen und Ziel der Mädchenbildung von Einigen klarer erkannt, von Vielen gehaßt und mit warmer Theilnahme beachtet ist; scheint der Schritt, gebildeten Frauen selbst das Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend zuzuwenden, nicht sowohl edelmüthig, als gerecht, in natürlicher Ordnung begründet und darum nothwendig.

Allein dieser Schritt ist in folgerechter, entsprechender Ausdehnung bereits nur an sehr wenigen Orten geschehen. Man hört, daß demselben hier die Besangenheit, fast möchten wir fürchten, der Stolz des Publikums, dort die Umbildung oder Verbildung der etwa zu wählenden Lehrerinnen oder Vorsteherinnen, der Mangel an Achtung, Vertrauen, reger Theilnahme für den wichtigen Beruf entgegenstehe. Denn in der That haben bei dieser wichtigen und darum Alle nur die Mattherzigen nicht ansprechenden Angelegenheit Viele — das Wort zu führen? — nun! unzweifelhaft doch das Recht und die Verpflichtung, Gründen der Billigkeit und des Rechten das Wort zu reden, den Irrthümern aber ihre Ueberlegung und Einsicht entgegenzusezen. Die Sache ist so wichtig und theuer für Alle; darum wird sie mit Wärme geführt, darum wird es selbst leicht, Gründen der Billigkeit und des Rechten zu weichen mit Vorurtheilen, beschränkten Rücksichten und Hoffnungen. Oder wäre dies auch hier nicht so leicht? — Freilich bedarf das Rechte und Wahre auch hier eines Dieners, der ihm huldigt mit

aufrichtiger, warmer Seele, es vertritt mit bescheidener Umsicht und Treue, es würdigt durch persönliche Würdigkeit und christliche Tugendhaftigkeit und Einsicht.

Indem also bisher noch verschiedene Hindernisse im Wege standen, weswegen den Frauen noch nicht der gebührende Anteil an dem Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend zugewiesen ist; indem aber, wie wichtig dies sei, mehr und mehr von den Gebildeten beachtet und anerkannt wird: scheint nichts naturgemäßer, als gleichzeitig auch der Ausbildung und Vorbereitung von Lehrerinnen zum Erziehungsgeschäft die erforderliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden. Denn so wichtig es ist, daß die weibliche Jugend vom Weibe erzogen und gebildet werde, so wichtig und in der That noch wichtiger ist es auch, daß diese Erziehung auch von dem dazu gebildeten Weibe geschehe. Es bedarf der Lehrberuf stets seine eigenthümliche, erhabene Weihe, eine reine, umfassende und naturgemäße Geistes- und Gemüthsbildung des Lehrenden selbst, ohne welche derselbe vergeblich an die Pforten der Kindeswelt anklopft, gleichwie sich der Dichter den Pforten des Helikon nicht nahen darf, ohne jene kindlich reine Begeisterung, Plato's göttliche Manie. Diese edle Weihe, wie jede wahre Tugend, wird sich freilich nicht sowohl erlernen und durch Lernen aneignen lassen, als sie vielmehr eine Gabe des Himmels sein wird und das Resultat eines mit dem himmlischen Regen und Sonnenschein gesegneten Lebenswandels. Aber die göttliche Freiheit und das menschliche Streben bleiben in ihrem rationellen Verhältniß zu einander wohl ein Rätsel des Verstandes, während sie unerkannt in den Gründen des wirklichen Lebens schöpferisch zusammentreffen. Ja, es ist die Sorgfalt für Seminare zur Bildung von Lehrerinnen wohl eine wichtige Pflicht, würdig vor allen der Beachtung eines jeden Menschenfreundes. Auch ist sie schon mehrmals öffentlich in Anregung gebracht und gründlich gewürdigt, so namentlich in den „Blicken“

in das Wesen der weiblichen Erziehung, von Rosette Niederer," und ganz kürzlich auch in den Schlesischen Provinzial-Blättern (1835) von dem Herrn Oberlehrer Rendschmidt berührt. Derselbe spricht:

"Viele Mädchenschulen sind von außen schimmernd, im Innern modernd; es mangelt Methode; überall ist Gewirr und Planlosigkeit; das Wesentliche wird wenig beachtet, aber auf Nebensachen großer Werth gelegt; man lehrt Französisch und vernachlässigt das Deutsche. Die Schülerinnen verkrüppeln bei unzähligen Arbeiten und vernachlässigten die für das Hausswesen wichtigen. Die Ursachen davon findet man 1) im Geiste unsrer Zeit, die am Leichten und Glänzenden Gefallen findet; die andre ist: daß fast alle Töchterschulen auf Gewinn berechnet sind, weshalb Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Eltern, welche nicht immer die gerechtesten sind, vonnöthen ist. Eine dritte Ursache, und dies ist die hauptsächliche, liegt aber im Mangel an Lehrerinnen und Vorsteherinnen, die für ihren Beruf gehörig vorbereitet wären." Weiterhin aber nennt derselbe die Wirkungen einer Pflanzschule, welche vorzugsweise durch weibliche dazu gebildete Lehrkräfte besorgt würde, unberechenbar. „Durch sie kämen frische Säfte in einen halbdürren Zweig unsres Erziehungs- und Unterrichtswesens, Festigkeit und Gediegenheit würde bald über das Verfeinern und Zuspizen, über Seichtigkeit und Oberflächlichkeit siegen, geistige Zierpuppen seltener werden. Diejenigen Institute, die bisher ihr Geschäft fabrikmäßig trieben, formten sich um, und die mit Elementarschulen verbundenen Mädchenschulen gewannen immer mehr Leben."

Indem nun die Frage: ob dem in Wahrheit so sei? zu beantworten, der Erfahrung jedes Einzelnen und seiner Gewissenhaftigkeit anheimgestellt werden muß, aber diese Frage doch nicht überhört werden sollte, weder von dem Schüchternen, der die vorhandenen Uebel gerne verhüllt und sich nicht gestehen mag, noch von dem Sorglosen, der in seiner Sicherheit an Gefahr

nicht glauben mag, oder statt ihr edel zu begegnen, ihr flüglich ausweicht und seine Sicherheit rettet; indem überhaupt die Sache bei allen Gebildeten auf Theilnahme des Herzens und des überlegten Rathes rechnen kann; dürfte es fast auch erwünschter erscheinen, wenn Viele, vielleicht freilich etwas verwirrend und in andrer Rücksicht irre führend, ihre Stimmung äußern, als wenn Wenige der Erfahrensten nur, immer mit allem Gewicht der Erfahrenheit und Begeisterung, aber auch immer nur für Wenige, also für das Ganze vergeblich ihre tief empfundenen Klagen, ihre reiflich erwogenen Erfahrungen, ihre mit Begeisterung ergriffenen und befolgten Grundsätze aussprechen. Wir fürchten in der That, diese von Staat und Kirche so sehr gebilligte Angelegenheit sei noch nicht allgemein genug in Glauben und Liebe erfaßt! Daher zum Theil ihr gegenwärtiger Standpunkt! Die halbfertige Statue, das so edel begonnene Werk, ist noch zur andern Hälfte aus dem Marmorblock zu hauen!

Mögen diese Erwägungen einigermaßen dem Nachfolgenden günstige Aufnahme vorbereiten. —

Es ist wichtig um der Sache selbst willen, den Frauen eine größere, vorzugsweise Theilnahme an dem öffentlichen Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend anzusegnen. Denn wenn schon bei Knabenschulen der Zweck nicht einseitig in Bildung und Belehrung, sondern in der Erziehung zur männlichen Kraft und sittlich hellen Würdigkeit liegt, so ist bei Mädchenschulen die Erziehung zur vernünftigen, fromm kräftigen, edelen Weiblichkeit gerade die Hauptsache. Der Mann ist durch die gegenwärtig bestehenden Staatsverhältnisse an die Öffentlichkeit gewiesen, der Wirkungskreis der Frau ist das Familienleben, worin sie das zarte aufkeimende Menschengeschlecht zu erziehen hat durch die Fülle ihrer zur freien, gewandten, besonnenen Thätigkeit entwickelten Weiblichkeit. Nun aber ist, schon für den Unterricht, noch mehr aber für die Erziehung, das Beispiel belehrender,

als das Wort; jenes zieht zur That hin, dieses giebt dem Verstände oft nur wesenlose Umrisse. Nur die Mutter jedoch kann ihren Töchtern ein Vorbild durch Lehre und Beispiel sein; nur die Lehrerin kann es ihren Schülerinnen sein; nur das weibliche Gemüth kann in sich die vollendete Weiblichkeit verwirklichen, und zu ihr, so wie in ihr erziehen. „Denn so wenig ein Weib sich an die Stelle des Mannes versetzen und dessen Bestimmung erfüllen kann: so wenig kann ein Mann sich an die Stelle des Weibes setzen und dessen Bestimmung erfüllen.“ Zwar wird das Haus in der Erziehung der Töchter der Schule die Hand reichen; ja das Sein und Thun der Mutter wird das Urbild sein zu aller weiblichen Erziehung, und je mehr ihr Leben das Leben des Kindes in weiser, geweihter Liebe umfaßt, um so naturgemäßer wird sich die Fülle des kindlichen Wesens entwickeln. Aber die Schule sollte der Häuslichkeit nicht die Hand bieten, den dort gelegten und geweihten Grund nicht aufnehmen und fortführen können in gleicher Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Fülle? und wo die häusliche Erziehung mangelhaft ist oder fehlt, sollte die Schule nicht aushelfen oder ersetzen? — Das weibliche Gemüth wird ferner von Jungfrauen besser als von Jünglingen, von erfahrenen Frauen besser als von erfahrenen Männern begriffen und verstanden werden. Das Gemüth aber mit seiner Schwäche oder seiner Kraft, mit seiner Seichtigkeit oder seiner Tiefe, mit seiner Leichtfertigkeit oder seinem Ernst, mit seiner größern oder geringern Weichheit, Reizbarkeit, Empfänglichkeit, Bildsamkeit, oder seiner Eitelkeit und Selbstsucht ist stets das Hauptaugenmerk guter Erziehung und Bildung. Dies der Boden, in dem das Wort, die Lehre, die Kenntniß, die Erfahrung Wurzel fassen oder sterben, rein und naturgemäß hervorkeimen, oder getrübt, gefärbt, entartet wuchern und verkümmern muß. — Das weibliche Gemüth wird demzufolge von der erfahrenen Frau besser als von

dem Manne, sicherer und zweckdienlicher behandelt werden. Bei der Behandlung des Gemüthes muß oft aus dem Unbedeutendsten Veranlassung zum Wichtigsten, bei den unscheinbarsten Neuerungen entstehender Triebe der Anfang ihrer Fortbildung zur natürlichen Wahrheit, Anmut und christlichen Freiheit gemacht werden. Hier aber vor allem steht für die Mädchenschulen nur die gebildete Frau an dem so wichtigen Platze. Nur die Lehrerin kann der Schülerin das sein, was die Stellung hier erfordert: erfahrene, mütterliche Freundin, würdevolle und liebevolle Führerin, umsichtig prüfend, ungetrübt erkennend und leitend; jedes Mannesalter steht hier in der einen oder andern Weise, vielleicht unscheinbar, in der That aber nicht ohne bedeutenden Einfluß entgegen.

Dies sind einige von den wichtigen Gründen für das ausgesprochene Bedürfniß, berücksichtigend die gemütliche Erziehung, und diese Gründe, schon in ihrer Allgemeinheit, dünkt mich, so überzeugend, werden in den einzelnen Fällen, in ihren besondern Nuancen bei der speziellen Anwendung, noch entscheidender und nöthigender sein.

Die Mittheilung der Kenntnisse aber sollte an die weibliche Jugend nicht auch besser von einer dazu gebildeten Frau — denn eine gebildete Weltdame wird hier freilich nicht an ihrem Platze sein — als von einem Manne geschehen? Das Licht gründlicherer Wissenschaftlichkeit sollte dem weiblichen Kopfe zum Irrlicht werden? Also dieser Umsang von Kenntnissen schon, wie er für den erwähnten Unterricht erfordert wird, erscheint Manchem noch als so gar unermesslich für weibliche Geisteskraft? Dann müssen freilich wohl die Newtone und Scaligas mindestens Dämonen sein! — Es haben ja doch Offenbarung und Christenthum das Weib in volle Gleichheit der rein menschlichen Rechte und Pflichten mit dem Manne eingesetzt; das Menschengeschlecht soll in seiner Laufbahn zu immer höherer Vollendung fortschreiten; nun

aber ist das Wohl beider Geschlechter, wie überall im Leben, so gewiß auch hierbei auf ihre Harmonie begründet, und ein freier Harmoniengang ist nur da möglich, wo die einzelnen Töne sich gegenseitig heben oder senken, erhärten oder schmelzen, sich fliehen bis zur reinsten Höhe und vollkräftigsten Tiefe, aber nur um sich in die reine und volltönende Einheit wieder aufzulösen.

Jedoch, es ist schwer, in einer Sache überzeugend sein durch allgemein ausgesprochene Sätze und logische Deduktionen, wo Theorie und Praxis so eng verbunden Hand in Hand gehn. Auch hier, wie überall bei der Würdigung geistiger Güter, welche sich, und gerade die edelsten, nicht durch wissenschaftliche Demonstration aufnöthigen lassen, sondern wie von dem Gewissen die That, so von der unbesangenen Vernunft im unmittelbaren Bewußtsein gewürdigt werden; — auch hier gilt vor allen das Wort Christi: „sehet und glaubet.“ Nur die Werke (die Beispiele) sind auch hier belehrend bis zur Ueberzeugung. Man vergleiche in Beckedorfs Jahrbüchern, 2. Bd., den Aufsatz über die Töchterschulen in Westphalen, der die Schulen auf dem Lande, welche unter weiblicher Leitung stehen, in Betreff der Kenntnisse den von Männern besorgten sogar voranstellt. Er nennt es eine Seelenspeise in einer solchen Schule einige Zeit als Zuhörer zu verweilen; Lebhaftigkeit und Ernst, Gemüthlichkeit und Frohsinn der Schülerinnen sprächen gleich sehr an, als ihre Kenntnisse genügten. Der gewiß vortrefflichen Anstalt der Madame Niederer in Verdun geschieht unstreitig mit eben so großem Rechte Erwähnung. In ihren geistvollen „Blicken in das Wesen der weiblichen Erziehung“ hat sie ihr pädagogisches Leben und Wesen in lehrreichen Bürgen entworfen. Wenn indeß in Westphalen und in der Schweiz so Treffliches gerühmt werden kann, so geschieht unstreitig der Wahrheit ein wesentlicher Dienst, wenn hier auch einer Töchterschule gedacht wird, welche schon auf eine, vor vielen andern

ausgezeichnet ehrenvolle Weise einem grösseren Publikum zur würdigen Beachtung und Anerkennung empfohlen ist; also daß wer über dieselbe zu schreiben unternimmt, vor allen den Wunsch empfinden muß, hinter den Vorstellungen der Kundigen wenigstens nicht ganz zurückzubleiben.

Bor beinahe 18 Jahren ward diese Anstalt in einer alten Stadt der Provinz Preußen gegründet, im Sinne der in neuester Zeit allgemeiner werdenden Bestrebungen für Lehrerinnen-Seminare; ward in der ganzen Zeit durch weibliche Kräfte, welche aus ihr selbst hervorgerufen und herangebildet wurden, fast ausschliesslich versorgt, und hat durch ihre Leistungen den Ruf naturgemäßer, vielseitiger Entwicklung, umsichtiger Belebung und Erhebung des weiblichen Gemüthes sich erworben. Die wohlthätige, umsichtige Wahl der mitzutheilenden Kenntnisse, welche in weiser Einfachheit zwischen dem Zuviel und Zuwenig für die Bedürfnisse der Zöglinge das Rechte trifft; die lebensvollen Lehrgaben, welche schöpferisch die in den Seelen noch schlummernden Geistesfunken hervorlocken, zur ruhigen, erhellenden und erwärmenden Lebensflamme ausbreiten; die Grundsätze, welche auf den ewigen Gesetzen der christlichen Offenbarung und den Grundzügen des unverweslichen Menschengeistes beruhend, Zusammenhang, Einheit, Kraft und organisches Leben in die Schule bringen; die für die Anstalt höchste Bildungsstufe, über welche hinaus sie sich nicht erheben mag, und der vereinten Lehrbestrebungen endliche Erfolge; der für das Wahre und Rechte gewonnene Sinn; der bis zur eindringenden, gewandten Auffassungsgabe entwickelte Verstand; das der Religion und Tugend, so weit sie im Geiste der reinen Offenbarung Jesu erreichbar sind, zugewandte Gemüth; die mit Geist und Leben erfüllten Seelen der Zöglinge,— diese wesentlichen Normen für die Beurtheilung aller Schulen, dürften es in einem noch höhern Grade für die Lächterschulen sein, nicht in ihrer Vereinzelung,

sondern in ihrer allerinnigsten Vereinigung zu einem wesenvollen Ganzen, welches kaum durch die geschicktesten Pinselstriche zur überzeugenden Klarheit gezeichnet und nur in begeisterter Anschauung mit der zur Idee sich erhebenden Vernunft erfaßt werden kann. Wie weit in oben erwähnter Unstalt diese Idee als die schöpferische Lebensquelle sich offenbart, in dem Einzelnen zur Erscheinung und zum individuellen Leben geworden ist und über dem Ganzen noch schwebt, unveränderlich und hell, das unterliegt der freundlichen Beurtheilung der Kundigen und derer, welche noch erst von ihr Kenntniß nehmen werden.

Ein selten genug gewürdigter Gesichtspunkt bei der Beurtheilung öffentlicher Töchterschulen ist ferner der, in wie weit sie selbstständig und frei neben dem Publikum stehen, oder demselben dienend die Fassung verlieren, oder gar nicht erhalten bei den Unforderungen der Mode und der verschiedenartigsten Meinungen. So außerordentlich wichtig für das Gelingen der Jugendbildung ein freundlicher Verein zwischen den Eltern und der Schule, so unberechenbar der pädagogische Einfluß der Mütter und ihres theilnehmenden Verhältnisses zur Schule ist, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß das Band für solchen Verein vor allem die Jugendbildung selbst sein müsse, daß diese eben Eltern und Schule vereinigen müsse zur gemeinsamen Rücksprache, und daß vor allen die Schule hiefür mit Erfahrung, Umsicht, Scharfsblick und Kenntnissen ausgerüstet sein müsse. Die Schule als ein Ganzes, und, sofern sie als solches durch das Direktorium repräsentirt wird, das letztere müssen mit Umsicht, Würde und Erfahrenheit jenes Wechselverhältniß nicht blos zu unterhalten, sondern auch zweckdienlich und erspriesslich zu machen wissen. Aber die Freundlichkeit des Publikums nur genießen können und nicht wesen- und würdevoll vergelten, durch Auflächerlichkeiten blenden und den jungen Gemüthern Liebe zur Eitelkeit und Offenlichkeit einpflanzen, so in aller Unschuld freilich, ohne

ohne böse Absicht, aber mit eitler Freude über die eiteln Leistungen — dies begründet freilich ein beklagenswerthes Scheinverhältniß; nur müste man doch anstehen, die empfindlichen Klagen hierüber in einer Ausdehnung über fast alle Töchterschulen zu führen. Denn auch hier kann doch im Betreff der einzelnen Anstalten nur dem ihnen Näherstehenden das Urtheil anheimgestellt werden, ob in ihnen durch die feinen Handarbeiten dem äußern Schein, der Eitelkeit, dem Sinn für Luxus, für nutzlose, körperlich und geistig sittlich nachtheilige Beschäftigungen gehuldigt; ob die Leseſucht für geist- und gemüthlose Roman- und Novellenschreiber, seichte oder gemeine Taschenbücherfrämer, oder gar für leichtfertige, gefährliche Tagesphilosophen und ästhetische Schwindelköpfe entzündet; ob durch seichte Musik Flatterhaftigkeit und sinnliche Berstreutheit genährt werde. Fürwahr! nur durch eine besonnene, durch Erfahrung unterstützte Erziehung des weiblichen Geschlechtes läßt sich auch diesen Uebelständen begegnen, und ohne die Frauen wird es den Männern nicht gelingen, Ordnung und Natürlichkeit in dies — Chaos zurückzuführen! Pestalozzi's Buch der Mütter in gebührende Aufnahme zu bringen, für „Blicke in das Wesen weiblicher Erziehung“ und für populäre Psychologie, sittlich reine Belletristik allgemeines Interesse bei dem weiblichen Geschlechte zu begründen!

So würde denn aus dem gegenwärtigen Bildungsstande vieler Töchterschulen, und namentlich aus ihrer Stellung gegen das Publikum, wie dieselbe zur Zeit noch häufig beschaffen ist, einer der entscheidenderen Beweise gegen das Thema unseres Aufsatzes: „dass es nämlich heilsam sei, gebildeten Frauen die Erziehung der weiblichen Jugend zu überweisen,“ können entnommen werden. Diesen freilich zurückstreckenden Erfahrungen dürften nun aber als nicht minder gewichtig die Erfahrungen jenes Freundes der Westphälischen Töchterschulen und andere aus unserer Nähe

entnommene gegenübergestellt werden. Denn auch die von uns bezeichnete Lächterschule würde, wie jene Westphälischen, einen erfreulichen Beweis von dem liefern, was weibliche Lehrkräfte, dazu gebildet, leisten können, sowohl in allseitiger Erfassung und Behandlung des Lehrstoffes, als auch in der durch Milde und Ernst, Sanftmuth und Kraft, Feinheit und Wärme, Menschenkenntniß und frommen Sinn geweihten und geheiligen Disciplin. „Diese Anstalt, so sprach jüngst ihre geachtete Vorsteherin, hat unter Gottes Beistand sich bisher gebildet und erhalten aus eigener Kraft, und wird es, ich erslehe es von Gott, auch ferner.“

Da jedoch die Erfahrung, daß der Unterricht in den Wissenschaften, von weiblichen Lehrkräften besorgt, selbst über die besten Erwartungen Erfreuliches leistet, nicht allen nahe genug liegt; sollten nicht die aus rationeller Ueberlegung entnommenen Gründe allein schon dafür entscheidend sein können? Diese würden sich aus dem Wesen der weiblichen Erziehung, wie zum Theil schon oben bemerkt ist, und dem Wesen des Weibes überhaupt ohne Schwierigkeit als folgende ergeben.

Das Gemüth, als der Heerd, auf welchem die Lebensflamme der menschlichen Psyche lodert; als das Heilighum in der Menschenbrust, darin der Gang des Allmächtigen über die Werke und Trümmer der Zeiten hin, wie die Melodien der Natur wiederhallen und nach tönen; als der Spiegel, zwischen Endlichkeit und Ewigkeit herabhängend, darin die Werke und Offenbarungen des Allmächtigen und Allgütigen sich verkünden und der labende Morgenhau des Himmels wiederstrahlt — das Gemüth, darin sich Erkennen und Wollen ergänzen, ist der Mittelpunkt des menschlichen Geistes. Hierher wird sich zurückziehen, wer besonnen des Lebens Zweck erkennen will und seine Erscheinungen prüfen; hierin wird sich die Ordnung und der ewige Zusammenhang der höchsten aus Vernunft und Offenbarung geschöpften Erkenntnisse des Gebildeten

müssen abdrücken; hier wird auch seine Wissenschaft reellen Werth, Bündigkeit, naturgemäße Anwendung zum höhern Zweck, bleibenden Gehalt und Festigkeit finden; hier wird er seine Vorsätze, seine Befürchtungen und seine Hoffnungen, seine Besonnenheit und seine Begeisterung müssen niederlegen, um sie geläutert wieder hervorzulangen und hinauszustellen in das Leben, in Thaten des Friedens und der Verständigkeit, der Strenge und der Milde, der segenvollen Stille und der prunklosen Offentlichkeit.

Ja, fürwahr! man trenne nicht, was Gott vereinigt! Wenn Erziehung und Unterricht Hand in Hand gehen, werden sie stets etwas in seiner Art Vollendetes schaffen, getrennt nur führen sie zu den oft beklagten Verkrüppelungen. Hiermit aber glauben wir nun einen sehr wichtigen Grund für unsern Sach ausgesprochen zu haben, in so fern nämlich das weibliche Gemüth nur von einer Frau am besten begriffen und demzufolge behandelt, gebildet, als die in allen ihren Theilen erkannte lebendige Form mit dem Inhalt der Wahrheit und Wissenschaft, der sittlich hellen, lebendig regen Geisteskraft erfüllt werden kann.

Swar ist durch die Natur und die gegenwärtig bestehenden Staatsverhältnisse der Mann vorzüglich an eine Verstandes-, die Frau an eine Gemüths-^{welt} gewiesen; das Weib wird die Ansichten jener von dem Manne zu erwarten haben, so wie der Mann in die Gemüths-^{welt} durch das Weib eingeführt werden muss; der Mann also wird aus dem Grunde der Erkenntnißquellen schöpfen, das gebildete Weib von ihm zu empfangen haben; er wird durch Wort und Schrift leitend, rathend, fingerzeigend vorangehen, wird überall der beredte Cicerone in dieser Verstandes-^{welt} sein, durch den ihm vorzugsweise gebührenden Schriftstellerberuf die Ansichten von der Natur- und Menschenwelt, von den entfernten Ahnungen und der ewig festgestellten Offenbarung vor der weiblichen Seele vorübersühren. Aber das Weib, weil eben sein Organ für die Auffassung

dieser männlichen Verstandeswelt das Gemüth ist, wird zu entscheiden haben, welche von jenen Erscheinungen, Ansichten, Erfahrungen der Natur ihres Geschlechtes am meisten entsprechend sind. Denn wie die geistige Urkraft in beiden Geschlechtern dieselbe ist, von den Seelenorganen aber das eine oder das andere überwiegt, so wird das Wesen der Wahrheit als Urquell des geistigen Lebens beiden Geschlechtern Bedürfniß; aber von ihren individuellen Bestimmungen, Modifikationen und vereinzelten Erscheinungen werden die einen diesem, die andern jenem Geschlechte mehr oder weniger zusagend und zweckdienlich sein. Die zweckmäßige Wahl der Lehrgegenstände, zwischen dem Zuviel und Zuwenig, welche für jeden erfahrenen Pädagogen von grösster Wichtigkeit ist, das zeitgemäße Wechseln und Beharren, beides gleich wichtig, das Abbrechen und Wiederanknüpfen, — dieses Alles und dann noch die eigenthümliche Behandlungsweise und Lehrart würde demnächst am gelungensten und zweckdienlichsten von einer dazu gebildeten Frau zu erwarten sein.

Sollten aber in der That Fragen über etwaige Verbildung u. dgl. noch gehan werden, so würde dars auf nur geantwortet werden dürfen: daß geistige Verschränkelungen auch bei Männern nicht unmöglich sind, wie die Geschichte und das Leben lehren. Zur gerechten Würdigung des weiblichen Geistes aber finde hier ein Wort seine Stelle, welches vor 42 Jahren ein tiefdenkender deutscher Mann, nämlich v. Hippel, über das weibliche Leben aussprach. In seiner Abhandlung über die bürgerliche Verfassung der Frauen spricht er: „Freilich scheint die Last, welche das schöne Geschlecht trägt, einem und bei weitem dem grössten Theile desselben so sanft und leicht zu sein, daß es vielleicht im Diensthause Neahptens und bei den Fleischköpfen eines gemächlichen Alltagslebens zu verbleiben wünschen wird, ohne die beschwerliche Reise nach Kanaan, wo Milch und Honig der Natur fließt, antreten zu wollen. Selbst Damen von Bedeutung scheinen oft nicht zu

wissen, daß sie in ihrem Prunk von Purpur und kostlicher Leinwand Leid tragen, und daß ihr Leben in Herrlichkeit und Freude eine Leibes- und Lebensstrafe ist, welche man ihnen im heimlichen Gericht zuerkannt hat.“ Weiterhin unter der Ueberschrift: woher die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau entstanden? spricht er mit Rücksicht auf die ältere Zeit unter anderem: „Die Vorräthe erforderten beständige Aufsicht, nähre Einrichtung und Bearbeitung, und so entstand Hausrath. Irgend ein Zufall, und ohne Zweifel die Unabhängigkeit mancher Thiere an den Menschen lehrte ihn (wahrscheinlich zuerst das Weib) einige Gattungen von Thieren zu zähmen, und so vermehrte sich durch diese Dienstboten, die man im Falle der Notth auch zur Nahrung nahm, der Haushalt. Jetzt mussten die Geschäfte geheilt werden, und da wählte denn der Mann die Jagd, das Weib den Haushalt. So ward das Weib allmählig die Befehlshaberin der Hausthiere, und ehe sie sichs versah, das erste Hausthier selbst. Das arme Weib! Doch was kann weiter befremden, ward es doch durch jene Revolution, wodurch es die Freiheit ans Licht brachte, eine Sklavin;“ (er meint nämlich den Sündenfall). Und weiter heißt es: „Während daß die Einsichten des Mannes durch seinen vergrößerten Wirkungskreis sich vermehrten, während daß seine Geschäfte mit der bürgerlichen Gesellschaft einen höhern Schwung nahmen, schrumpfte die Seele des Weibes je mehr und mehr in die Grenzen des Haushalts ein. Dieser bestand wegen Einfachheit der Bedürfnisse, dem Vater Homer zufolge, in dem Zeitsalter der Heroen, selbst bei königlichen Familien noch blos im Weben und andern dergleichen Handarbeiten. Nach und nach verlor sich die weibliche Spannkraft gänzlich. Schade!“ — „In den Staaten wurden sie als Schuhverwandte (nicht als Bürgerinnen) gehalten. Schon sehr zufrieden, daß der Staat ihnen diese Gnade angedeihen ließ, begnügten sie sich mit einigen Begünstigungen von den Sklaven, die man

ihnen blos zu spendiren schien. Wunderbare Wege! Doch ging man nicht von der Poesie zur Prosa, vom Tanz zum Gange, vom Singen zum Reden, vom Roman zur Geschichte?" — (Beschl. folgt.)

VII. Einige Bemerkungen in Beziehung auf die Schrift des Hrn. Dir. Dr. Gotthold: „Dr. Loriners Beschuldigung der Schulen“ &c.

Herr Director Gotthold hat sich veranlaßt gefühlt, neuerdings in einer eignen Schrift die vom Hrn. Med.-Rath Lorinser gegen die deutschen Gymnasien aussgesprochenen Beschuldigungen einer Prüfung und Widerlegung zu unterwerfen. Auf eine ernste, ruhige, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Weise bespricht er den vorliegenden Gegenstand, widerlegt mit siegenden Gründen jene, obwohl aus guter Absicht hervorgegangenen, doch ungerechten Anklagen, und baut so allen daran sich knüpfenden Consequenzen kräftigst vor. Jeder Nachdenkende wird dem Hrn. Berf. darin bestimmen, daß, sollen die Gymnasien den an sie gemachten Anforderungen genügen, weder die Zahl der Unterrichtsgegenstände, noch die der Unterrichtsstunden, noch die der häuslichen Arbeiten (vielleicht allein mit Ausnahme der Ferienarbeiten) verringert werden dürfe. Eben so beifällig wird er sich in Bezug auf die Behauptung erklären müssen, daß wenn eine geregelte häusliche Aufsicht den Schüler weise Dekonomie mit der Zeit lehrt, ein Uebermaß von Arbeiten nur in einzelnen selten Fällen stattfinden könne. Der Unterzeichnete, der seine Schulbildung selbst dem hiesigen Coll. Frider. verdankt, kann aus eigner Erfahrung es bestätigen, daß er während seiner Gymnasialbildungszeit, wenn er sich nicht irgendwie einmal eine Vernachlässigung zu Schulden kommen ließ, täglich Zeit genug zur Er-

holung übrig gehabt und sich fast unausgesetzt gesund und frisch gefühlt habe. Er kann sich daher mit dem Inhalte der gedachten Schrift nur einverstanden erklären und der Hoffnung Raum geben, daß sie ihres Zweckes, besorgte Eltern zu beruhigen, nicht verfehlten werde.

Dies hier öffentlich auszusprechen (so erwünscht und erfreulich es auch sein muss, einem verdienten Manne seine Achtung an den Tag zu legen) würde indes als überflüssig erschienen sein, wenn nicht ein in jener Schrift ausgesprochener Vorwurf einige Bemerkungen von Seiten des Unterzeichneten nothwendig gemacht hätte.

In den Vorschlägen nämlich, welche Hr. Dir. Gotthold am Schlusse seiner Abhandlung zur Verbesserung der Gymnasien ausspricht, kommt sub No. 6. der vor:

„Man sorge für Elementarschulen, die den Gymnasien brauchbare, und nicht schon abgesumpfte und verwahrloste Sextaner zuführen.“

Abgesehen davon daß die sogenannten Elementarschulen keineswegs die Aufgabe zu verfolgen haben, den Gymnasien Schüler vorzubereiten, enthalten jene Worte einen harten Vorwurf sowohl für den Staat, als für die Volksschulen, zumal für die in Königsberg. Wer es der Mühe werth gehalten, auch nur oberflächlich Notiz zu nehmen von dem, was in der neusten Zeit für die Hebung und Verbesserung des Volksschulwesens von Seiten des Staats gethan ist, der wird unmöglich eine Forderung wie die in Rede stehende aussprechen können. Der Staat hat dafür gesorgt und sorgt noch mit dem regsten Eifer dafür. Und wer als die Frucht jener Sorgfalt das rege Leben, welches gerade auf diesem Gebiete in unsren Tagen nah und fern auf eine höchst erfreuliche und förderliche Weise hervorgetreten ist, nicht unbeachtet gelassen hat, der wird einen Vorwurf wie den angeführten durchaus als einen harten

und ungerechten zurückweisen müssen. Dem Unters
zeichneten hat derselbe insbesondere wehe gethan, ein-
mal, weil er den Hrn. Dir. Gotthold, den er immer
als einen gerechtigkeitsliebenden, unparteiischen Mann
verehrt hat, hier offenbar denselben, und einen noch
härteren Schlag schonungslos auf die armen Volkss-
schulen ausführen sieht, den Herr Lorinser nach den
Gymnasien thut; sodann aber weil er durch seine
Stellung vielfache Gelegenheit gehabt, die Bestrebun-
gen und Leistungen unsrer vaterländischen und beson-
ders der Königsberger Volksschulen kennen zu lernen,
und sie in keiner Weise als solche gefunden hat, die
ihre Schüler abstumpfen und verwahrlosen.
Dergleichen Schulen müsten überhaupt sofort aufge-
hoben, oder doch ihre Lehrer abgesetzt und wohl gar
event. den Buchthäusern überwiesen werden. Da sich
nun in der That kein schmählicherer Vorwurf für Schu-
len und Lehrer denken lässt, als der angeführte, der noch
dazu nur beißufig, wie etwas, das allgemein bereits
anerkannt ist, und deshalb keines Beweises bedarf, aus-
gesprochen wird, so konnte der Unterzeichnete unmöglich
eine solche Verunglimpfung auf Unstalten werfen lassen,
deren erfreuliche Entwicklung von Eltern und vorge-
setzten Behörden anerkannt wird, und auf Männer,
deren reges und redliches Streben ihn mit Achtung
und Freude erfüllt — um so weniger, als sonst aus-
wärtige, mit dem Ostpreußischen Volksschulwesen un-
bekannte Leser die allerschlimmste Vorstellung von dem
dermaligen Zustande desselben erhalten müsten. Er
will aber, indem er diese Zeilen niederschreibt, Hrn.
Dir. Gotthold, den er von Herzen hochachtet, in keiner
Weise zu nahe treten, sondern allein zur Steuer der
Wahrheit aussprechen: die Sache verhält sich nicht
also; Hr. Dir. Gotthold kennt den Zustand unsres
Volksschulwesens nicht, und hat sich durch einzelne
traurige Erfahrungen zu jener bittern Aeußerung ver-
leiten lassen. Der Vorwurf ist ein unerweisener, uns
erweisbarer und darum ungerechter. Preuß.

VIII. Ueber die wilden Tauben.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Zu den lieblichsten Bewohnern unserer Wälder gehören die Tauben. Es gewährt dem Naturfreund stets ein großes Vergnügen, diese friedlichen, schönen Vögel entweder im Frühling, bald nach ihrer Rückkunft, in kleinen Scharen auf Feldern am Rande des Waldes zu sehen, oder später die einzelnen Arten im Walde girren zu hören, oder, nachdem die Jungen ausgebrütet sind, die alten einzelnen Paare auf dem Felde zu bemerken, wie sie Futter suchen, oder sie im Herbst zu beobachten, wenn sie sich wieder zum bilden Abzuge versammelt haben. Sehr häufig sind die Tauben bei uns nicht (über die Ursachen nächstens in einem andern Aufsatz), aber doch werden alle drei Arten bei uns mehr oder weniger angetroffen. Am häufigsten noch ist bei uns, wie ich aus verschiedenen Gegenden weiß, die Ringeltaube (*Columba Palumbus*). Im Frühling habe ich sie schon in Scharen von etwa 50 Stück gesehen, aber brütend findet man sie doch nur einzeln. Sie ist die größte unter allen, und selbst unter allen Haustaabenarten kommt ihr keine an Größe gleich. Ihr Girren ist ein langes, lautes Rufes, welches den Wald erfüllt und weit gehört wird. Sie baut ihr großes Nest gerne auf Tannen und Fichten und nicht selten hoch, und legt, wie alle Tauben, zwei weiße Eier, unterscheidet sich auch durch die weiße Zeichnung der Flügel und des Halses sehr von der folgenden, und ist unter den Arten der wilden Tauben am scheusten. Mehrmals habe ich Junge davon in der Stube gehabt, die klein aus dem Neste genommen, mit Erbsen aus dem Munde aufgefüttert wurden, und doch gewöhnten sie sich nicht an Menschen und blieben auch erwachsen immer scheu.

Die andere Art ist die Holztaube (*C. Oenas*). Diese Taube ist kleiner als die vorige, und kommt an

Größe unsrer gewöhnlichen zahmen Feldtaube (Spocht) gleich; letztere ist ihr auch oft an Farbe, bei dem grün schillernden Halse, der aschgrauen Farbe und den einfachen dunkeln Binden auf den Flügeln so ähnlich, daß man beide nicht unterscheiden kann. Ihr Girren ist dem unsrer zahmen Feldtaube sehr ähnlich und daher auch lange nicht so weit im Walde zu hören, als das der Ringeltaube. Sie baut ihr Nest nur in die Löcher hohler Bäume, und oft in die, welche sich die Spechte zu ihrem Neste selbst gemacht und gebraucht haben. Vor einigen Jahren suchten im Anfang Aprils, bei eingetretenem Schnee- und Frostwetter 8—10 Paare der Holztaube ihre Nahrung an den hiesigen Scheunen und auf den dabei befindlichen Misthaufen mehre Tage lang; wer sie nicht kannte, hielt sie für zahme Feldtauben. Sie ist bei uns überall nicht häufig.

Die schönste aber unter diesen Taubenarten ist die Turteltaube (C. Turtur), eine schön gezeichnete Taube, von der Größe der Lachtaube und die kleinste unter den wilden. Will man einen schönen, lieblichen Vogel in der Stube haben, so giebt es gewiß keinen angenehmeren, als eine Turteltaube oder besser ein Paarchen. Was die Lachtaube, die an Schönheit des Gefieders mit einer alten, männlichen, lebenden Turteltaube gar nicht verglichen werden kann, sehr zu wider macht, nämlich ihr häufiges, widerliches, lachendes Geräusch und ihre Unreinlichkeit, das findet man bei der Turteltaube nicht. Wenn man sie mit Weizen, den sie besonders gerne frist, und zur Abwechselung mit Linsen, wo man sie billig haben kann auch mit weißen Erbsen futtert, so wird man sich auch in dem reinlichsten Zimmer über Unreinlichkeit nicht zu beklagen haben, so daß man sich darüber wundert. Sie frist übrigens nicht viel. Man läßt sie im Zimmer frei herumlaufen und macht ihr einige etwas erhöhte Sprossen, worauf sie sich gerne setzt. Die Turteltaube wird in der Stube sehr zahm, selbst alt gefangen, so scheu sie im Freien ist, girrt auch häufig und lebt viele Jahre. Sie girrt sehr

hoch und etwas aushaltend, gleichsam flagend, und man hört es sowohl seiner Eigenthümlichkeit wegen sehr gerne, als auch im Freien ziemlich weit. Ein Paar Turteltauben, die ich in der Stube hatte, legten gewöhnlich im Frühling Eier, die sie aber nicht bebrüteten. Diese schöne, liebliche Taube ist bei uns in Preussen die seltenste, wird aber doch hin und wieder, und zwar nicht sehr selten, angetroffen, und häufiger in den ihr zusagenden Waldungen. Wo diese Taube häufiger ist, wird auch öfter ihr Nest gefunden, wo sie aber selten ist, findet es nur allein der, der sie bei ihrem Neste aufzusuchen und zu entdecken weiß. Die Turteltaube baut ihr Nest nicht hoch, und unter sehr vielen habe ich es nie über 10—12 Fuß hoch gefunden. Sie setzt es sowohl in die Zweige junger Fichten u. Tannen, die unter dem Laubholz stehen, als auf die Neste der Laubbäume und auf niedere Gebüsche, die in der Nähe mit dichtem Wald umgeben sind; aber immer findet man, daß in der Nähe von ihrem Neste große, freie, sonnige Plätze sich befinden. In großen, dunkeln, hohen Wäldern wird sie gar nicht gefunden, auch nicht etwa an Flüssen, sondern sie liebt jungen aufwachsenden Wald, vorzüglich Laubwald. Ihr Nest baut sie sehr kunstlos, indem sie nur einige dünne,dürre Reiserchen über einander und unmittelbar darauf ihre Eier legt, die man, wenn man unter dem Neste steht, durch dasselbe liegen sieht. Merkwürdig ist dabei, daß die Turteltaube ihr Neste so sehr leicht verläßt, wie ich dies bei keinem einzigen Vogel in dem Grade bemerk't habe. Ich habe Nester gefunden, worin kleine, unbefiederte Jungen lagen, auf denen die Alte noch saß, und wenn ich sie nur einmal vom Neste durch meine Nähe versagte, kam sie nie wieder, und ließ die Jungen allemal verschmachten. So geht sie, wie ich dies oft erfahren, einmal (ohne Geräusch) von den Eiern aufgesagt, nie wieder zum Neste. Darin geht sie noch weiter. Ohne darnach zu suchen, fand ich u. a. auch einmal ein Neste auf einem Weißdornstrauch, etwa 6 Fuß hoch, und

war demselben ohngefähr 30 Schritte nahe gekommen, als mir ganz zufällig die brütende weibliche Taube auf dem Neste in die Augen fiel. Mit ihrer Gewohnheit bekannt, ging ich, indem ich that, als bemerkte ich sie nicht, ganz leise zurück, und sie flog nicht ab; als ich aber nach mehren Tagen wieder von weitem nachsah, fand ich die Eier verlassen und erkaltet.

Findet man aber ein Nest, worin Junge liegen, bei denen wenigstens die Kiele durchbrechen, so muß man sie gleich mitnehmen, und kann sie sehr leicht mit Weizen, Linsen &c. aus dem Munde aussuttern. Weiß man aber die alten Tauben beim Neste zu belauschen und aufzufinden, so wartet man am besten bis 8 Tage vor Johanni, ehe man darnach sucht, dann findet man die Jungen immer so, daß man sie sogleich mitnehmen kann; denn Johanni, höchstens 8 Tage später, fliegt die Turteltaube aus, und es ist mir da nicht selten begegnet, daß ich zwar die jungen Tauben noch auf dem Neste fand, aber sie flogen wie Alte davon, als ich demselben nahe kam. Die Turteltaube brütet nur einmal des Jahres, wenn sie nicht gestört wird, und so auch die beiden übrigen Arten. Merkwürdig ist es auch von der Turteltaube, daß sie nicht selten, was keine andere wilde Taube thut, obgleich sich alle mit den zahmen Tauben auf dem Felde, wo sie häufig sind, freundlich zusammenhalten, mit den zahmen Tauben aus dem Felde zusammen auf den Taubenschlag kommt. Dasselbe habe ich nicht nur in Deutschland, wo mitunter die Turteltaube häufig ist, öfters gesehen, sondern auch schon hier in Gerdauen, wo diese Taube recht selten ist, bemerkt. Ein benachbarter Jäger hielt auf seiner Dachlucht mehre Feldtauben, die ihren Eingang aber durch die niedrige, beräucherste Hausthür nehmen mußten. Oesters, wenn die Tauben vom Felde kamen, brachten sie eine Turteltaube mit, die sich, weil sie nicht weiter kommen konnte, im Garten am Hause auf einen alten, großen Birnbaum setzte und sehr girrte. Der Jäger, der dadurch auf sie aufmerksam wurde, schoß

sie endlich, brachte sie mir, und fragte mich, ob das nicht auch eine Taube sei; er habe so eine noch nie gesehen. Uebrigens war diese, wie alle die, die ich beobachtet habe, ein junger Vogel, und ich bin überzeugt, daß eine alte Taube nie den Schlagtauben so weit folgen wird. —

Nirgends ist mir diese schöne Taube, so wie die beiden übrigen Arten, so häufig vorgekommen, als in Deutschland, im Herzogthum S. Meiningen, auf den schönen, sonnenreichen, laubbewachsenen und mit schönen Laubwäldern an den Abhängen umgebenen Berg-ebenen der dortigen Gegenden. Häufiger mag sie nirgends vorkommen, als dort. Man hält sie auch dasselbst häufig als einen sehr schönen und angenehmen Vogel in der Stube, und nimmt sie theils jung aus dem Neste, theils fängt man sie alt auf den Salzlecken des Rothwildes im Walde, wohin sie sehr häufig und gerne nach dem Salz geht. Der gemeine Mann hält die Turteltaube auch deswegen sehr gerne in der Stube, weil er glaubt, sie ziehe das Rothlauf oder die Rose durch ihre sehr rothen Füße von dem Menschen an sich, und sei dadurch sehr nützlich.

Noch einer Merkwürdigkeit muß ich hiebei erwähnen. In der Gegend von Meiningen liegt der sogenannte Hexenberg. Auf der Borderseite läuft er schräge ab und dicht am Fuße fließt die Werra vorbei. Auf seinem Gipfel (1000 — 1200 Fuß hoch, mit einer herrlichen Aussicht) hinterwärts, der wieder mit andern Bergen zusammenhängt, ist eine große Ebene, eingeschlossen von Fichten- und Laubwäldern. Auf einem Theile dieser Ebene, nach vorne zu, wächst in Menge eine Wolfsmilchart, Euphorb. Cypariss. ist es aber nicht, es ist nur eine Sommerpflanze; damals kannte ich die Pflanzen noch nicht genauer. Das Gedeihen erwähnter Euphorbie wird gewiß dadurch besonders befördert, daß der mit Kalkschieferstückchen häufig gemischte Boden zum Theil in 3 — 4 Jahren einmal mit Hasen besät wird, worauf dann besonders in den

folgenden Jahren diese Wolfsmilch jährlich sehr gut gedeiht. Daselbst nun versammeln sich alle drei Arten von wilden Tauben nach der Brütezeit, wenn der Same reif ist, in solcher Menge, daß ich sie daselbst in mehreren Jahren sehr häufig zu 5—7 hundert Stück, alle Arten unter einander, angetroffen habe, wozu sich nothwendig die Tauben aus der ganzen Umgegend versammelt haben mußten. Aber nicht die wilden allein verzehrten begierig den Samen dieser Euphorbie; sehr oft befanden sich darunter auch Flüge von Schlagtauben, die von einem benachbarten Dorfe im Werrathale waren, welches eine halbe Meile davon, und so tief unten liegt, daß die Tauben erst über den hohen Wald fliegen mußten, um auf die hohe, freie Ebene zu gelangen. Wenn ich sie beobachtete, so erkannte ich die zahmen zum Theil an dem bunten Gefieder unter der Masse der wilden Tauben. Uebrigens waren zahme und wilde so vertraut, als wenn sie ganz zusammen gehörten und immer beisammen gewesen wären. Verzagte ich sie, so setzten sich alle wilden einzeln auf die hohen Bäume umher; aber die zahmen, sich zusammenhaltend, schieden sich ab, und flogen davon, über den Wald hinab. Ich werde mir Mühe geben, ein Exemplar von der erwähnten Euphorbie zu erhalten und es einmal bekannt machen.

Später im Sommer, bis zu ihrem Abzuge, sahe ich sehr häufig die Turteltaube im Thale auf Erlen, womit die Werra an manchen Strecken stark bewachsen ist, und die im jüngern Wuchs, als starke Stangen, sehr dicht belaubt sind, in Menge beisammen überschnitten, und zwar an Stellen, wo sie von Menschen selten gestört wurden; ohne Zweifel, um des Nachts wärmer zu sitzen.

IX. Bitte, die bei Gräbereien bisweilen vorkommenden fossilen Zapfen, fossiles Holz und Bernstein-Insekten betreffend.

Schon seit längerer Zeit, in Stunden der Muße, mit der Untersuchung der vorweltlichen Bernstein-Einschlüsse beschäftigt, bin ich mit meiner Arbeit nunmehr so weit gekommen, daß die unter meinen Augen entworfenen Zeichnungen zum Stiche fertig sind, daß also das ganze, aus etwa 16 bis 18 Folio-Tafeln bestehende Werk, wenn nicht unerwartete Hindernisse eintreten, in Jahresfrist vollendet sein kann. Mein anfänglicher Plan: nur mein eigenes, sehr reiches Kabinet benutzen zu wollen, hat durch die von mehren Seiten mir zu Theil gewordene Unterstützung wesentliche Abänderungen erlitten. Die physikalische Gesellschaft zu Königsberg hatte die Gefälligkeit, mir ihr schönes Kabinet aussliefern zu lassen; aus dem mineralogischen Kabinet zu Königsberg habe ich ebenfalls die mir interessanten Stücke zur näheren Besichtigung benutzen dürfen, und vor Kurzem erhielt ich durch die ausgezeichnete Liberalität des Königl. Sächs. Staatsministers v. Lindenau auch noch 670 Bernsteinstücke, aus dem Dresdener K. Naturalienkabinet, dieselben Stücke, welche Sendel vor hundert Jahren bei Bearbeitung seines Werkes besaß. So unerwartete Beweise eines mir bewiesenen Vertrauens müssen mich natürlich veranlassen, keine Mühe und keine Kosten zu scheuen, meiner Arbeit einen größern Umfang zu geben, und ihr einen, bei solchen Unterstützungen möglich werdenden, höhern Werth zu erwerben.

Was die vorweltliche Flora betrifft, so haben die hin und wieder in Ost- und Westpreußen, desgleichen in Polen, bei Gräbereien gefundenen fossilen Zapfen, meine Aufmerksamkeit zunächst gefesselt. Alle diese Zapfen unterscheiden sich wesentlich von den bisher bekannten fossilen Coniferen-Früchten. Sie gehören keinem eigentl. Pinus, keiner Araucaria u. s. w. an.

Ihr wesentlicher Charakter: zwei kleine neben einander und zwar näher der Oberfläche als der Axe liegende Nüsse, haben mich bestimmt, die Baumgattung, von welcher sie herrühren, mit dem Namen Diplocarpus zu bezeichnen; eine Benennung, die vom Grafen C. von Sternberg, dem berühmten Verfasser der „Flora der Vorwelt“, passend und geeignet gefunden worden ist. Aus den bisher gesehenen Exemplaren dieser Zapfen habe ich 3 verschiedene Species ohne Zwang unterscheiden können, und wahrscheinlich würden sich noch mehre bestimmen und feststellen lassen, wenn mir die in so manchen Privatsammlungen einzeln vorkommenden Exemplare zur Ansicht mitgetheilt werden möchten. Es ergeht also hiermit an alle Besitzer solcher Sammlungen und an alle diesenigen Personen, die durch Gräberien zum Besitze von dergleichen Früchten gelangten, wie überhaupt an jeden Liebhaber unserer vaterländischen Naturgeschichte die freundliche Bitte: mir solche Zapfen — unfrankirt, aber gut verpackt — nach Danzig schicken zu wollen; wobei ich verspreche, daß vierzehn Tage nach dem Empfange alles Erhaltene dankbar und unversehrt wieder zurückgeschickt werden soll.

Vor etwa 15 Jahren wurde in Pillau ein Bernstein-Kabinet zum Verkaufe ausgeboten. In einer, unter meinen Papieren gefundenen Abschrift des Verzeichnisses zur Sammlung finde ich folgende Stelle: „No. 232. drei Stücke Holz und ein kleiner Fichten-Zapfen, im Schachte zu Groß-Hubenicken 96 Fuß tief, im Jahre 1784, neben gegrabenem Bernstein gefunden.“ Wer hat jenes Pillauer Kabinet gekauft und in wessen Hände mag der erwähnte Zapfen seitdem gekommen sein? Eben dieser wäre mir, seines Fundortes wegen, doppelt erwünscht.

Die fossilen vorweltlichen Zapfen unterscheiden sich übrigens von den bei Gräberien ebenfalls vorkommenden verholzten Zapfen noch lebender Tannen u. Fichten schon augenblicklich durch ihre größere Schwere und ihre festere Masse, während die der Jetztwelt nur aus

locker

locker stehenden grossen Schuppen zusammengesetzt sind, zwischen denen man bis auf die Spindel, oder Axe, hineinsehen kann. Aber auch diese letzterwähnten Zapfen würden mir lieb sein. Auch das bei Bernstein-Gräbereien gefundene fossile Holz ist mir von vielem Werthe, sobald es noch kenntlicher Textur und noch nicht völlig verkohlt ist. Die genaue mikroskopische Untersuchung eines, nur selten vorkommenden, noch im Bernstein steckenden Rindenstückes, an welchem glücklicherweise noch Bast und etwas von dem unter demselben liegenden Parenchyma befindlich war, bestätigt an diesem Holze den Coniferenbau, zeigt aber ebenfalls, daß es keiner bisher bekannten Baumgattung beigezählt werden darf.

Ich behaupte keineswegs, daß der Bernstein ein Produkt der erwähnten *Diplocarpus*-Gattung sei und würde solches schwerlich zu beweisen vermögen, da wir indessen den Baum noch immer nicht zu benennen wissen, aus dessen Rinde der Bernstein als Tropfensaft quoll, so dürfen wir hoffen, daß die nähere Untersuchung dieser aus gleicher Zeit herstammenden Früchte, die unserm Lande eben so eigenthümlich als der Bernstein selbst sind, uns ohne Zweifel zu bestimmten Resultaten führen wird.

Einzelne schöne Insektenstücke, z. B. das Stück mit einer *Nepa*, welches ich im September 1825 in Königsberg bei Herrn Prediger Wasianski sah, seitdem aber in keinem der beiden grössern dortigen Kabinette wiederfand, und ein anderes mit einem kleinen Conchil, welches Schweigger (mich dünkt, aus einem Tilsiter Kabinett), mit sich führte, als er mich im Jahre 1818 in Danzig besuchte, hätte ich ebenfalls gern zur näheren Ansicht. Die erwähnte *Nepa* ist das einzige Exemplar ihrer Art, das meines Wissens bis jetzt im Bernstein gefunden worden ist. Dergleichen Stücke würde ich auch gern als Eigenthum erstehehen, und ich müßte in diesem Falle bitten, mir die Preise einzeln feststellen zu wollen. — Danzig, im Mai 1836.

Dr. Berendt.

X. Literarische Chronik.

Statistik der deutschen Gymnasien für das J. 1835,
von Prof. Dr. Brauns und Dr. Theobald, ordentlichen Hauptlehrern am Kurf. Gymnasium zu Cassel. Cassel, Verlag von Joh. Christian Krieger. 1835. gr. 8. Preis 25 Sgr. XXIV. und 188 S.

An einem Buche, welches in gedrängter Kürze eine leicht überschauliche Zusammenstellung der neuesten und wichtigsten statistischen Verhältnisse unserer gesammten verländischen Gelehrtenschulen darbietet, fehlte es bis jetzt gänzlich. Man sah sich daher genöthigt, um über den äußern Zustand des einen oder andern Gymnasiums einige Auskunft zu erhalten, bald die Staats- u. Adresskalender der verschiedenen Länder, bald die philologischen und pädagogischen Zeitschriften, bald die Programme der einzelnen Anstalten — Hilfsmittel, die nicht zu jeder Zeit und gewiß nicht jedem zu Gebote stehn — um Nach zu fragen, und aus ihnen mühsam die hier und dort zerstreuten Nachrichten zu einer doch nur unvollkommenen Uebersicht zusammen zu lesen. An und für sich betrachtet erschien also die Herausgabe einer Gymnasialstatistik, in sofern diese dem längst gefühlten Bedürfnisse manches Schulmannes begegnen und eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen sollte, als zweckmäßig gerechtfertigt, und daher entschlossen sich die oben genannten Herren Brauns und Theobald, die Absaffung eines solchen Werkes zu versuchen. Sie stießen dabei auf Schwierigkeiten, die ihren vorzüglichsten Grund wohl in dem Mangel an Nachrichten oder Quellen haben möchten; denn statt durch das Organ eines öffentlichen Blattes ihre Collegen im allgemeinen zur Mittheilung der nöthigen Notizen aufzufordern, zogen sie es, vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie neidisches Geheimhalten oder eifersüchtige und zuvorkommende Preisbewerbungen befürchteten, vor, sich in dieser Angelegenheit brieflich an einzelne Männer zu wenden, die ihnen entweder persönlich bekannt waren, oder zu denen sie das Vertrauen hegten, daß sie ihrem Unternehmen die Unterstützung nicht versagen würden. Und in dieser Hoffnung sind sie nicht ganz getäuscht; denn mehrere Gymnasialdirectoren, namentlich B. Thiersch, Kraft und Domel, antworteten auf ihre Anschriften bald und gütig, und Thiersch insbesondere setzte sie durch die Mittheilung einer ansehnlichen Reihe der neuesten Preuß. Programme

in den Stand, grade über die meisten Gelehrten-schulen der Preuß. Monarchie, welche das Interesse eines jeden Schulmannes vorzugsweise in Anspruch nehmen, die vollständigste Auskunft zu geben, wie sie sich in der Vorrede zu ihrem Buche ausdrücken. Von andern ihrer Amtsgenossen blieb dagegen ihre Bitte ganz und gar unberücksichtigt, und daher mussten sie sich bei sehr vielen Gymnasien auf die statistischen Nachrichten beschränken, welche die Addreskalender oder die neuesten philologisch-pädagogischen Zeitschriften darboten. So erklärt sich, da sie nichtsdestoweniger alle deutsche Gymnasien in ihrem Werke aufführen wollten, die Ungleichförmigkeit des Werkes, indem ihre Quellen bald reicher, bald spärlicher flossen, und oft sogar völlig versiegten, so daß sie von manchen Gymnasien nur den Namen angegeben haben. Daß sie, selbst bei Anerkennung aller dieser Mängel und Schwierigkeiten, dennoch die Herausgabe des Werkes beschleunigten, bemühen sich die Herren Verff. theils dadurch zu recht fertigen, weil sie, wie die Erfahrung zu lehren schien, theils erst etwas geben müssten, ehe sie hoffen könnten, durch allseitige Unterstützung etwas Vollkommeres zu liefern, theils darin, weil jedes Jöger den materiellen Inhalt des Buches weniger brauchbar und willkommen gemacht haben würde. Sollte es nicht zweckmäßiger gewesen sein, zunächst über die Gymnasien des Kurfürstenthums Hessen historische und statistische Nachrichten mitzutheilen, die ihnen ja zum Theil bekannt sein müssten, zum Theil aber auch durch die Behörden in Kassel gefertigt werden konnten, um durch eine gründliche Arbeit Vertrauen auch bei ihren Collegen im Auslande zu erwecken? Doch ich komme später noch auf diesen Stein des Anstoßes zurück. Anfangs wurden nur die Directoren um Nachrichten über ihre Gymnasien ersucht; da nun diese, wie angenommen wird, durch Amtsgeschäfte behindert werden möchten, die verlangte Auskunft zu geben, so wird jetzt jeder Gymnasiallehrer, auch der Hilfslehrer und Schulamtscandidate, freundlichst gebeten und aufgefordert, den Herren Herausgebern die für ihre Statistik nothigen Nachrichten über die Gelehrten-schule, an welcher er angestellt ist, zukommen zu lassen. Man kann sich, wenn man das Treiben der meisten dieser Hilfslehrer und deren Interesse für die Schule kennt, einen Begriff von der Zuverlässigkeit der durch sie mitgetheilten Nachrichten machen! Man wünscht über folgende Gegenstände Auskunft: 1) Direction des Gymnasiums; 2) Stiftungsjahr und etwaige besondere Benennung; 3) ob das Gymnasium Staats- oder Local-Anstalt sei; 4) das Lehrer-Collegium mit Titeln,

Würden, Vornamen und Geburtsjahr, auch kurze Angaben über frühere Stellung, Versetzungen und schriftstellerische Wirksamkeit; 5) die Zahl der Klassen und die Zahl der Schüler in jeder derselben, von 2 Semestern, dem vergangenen Winter- und dem begonnenen Sommer-Halbjahre (man sieht nicht ein, warum es nicht umgekehrt, dem vergangenen Sommer- und dem begonnenen Winter-Halbjahre heist, da fast alle Preuß. Gymnasien ihr Schuljahr zu Michael schliessen; doch wahrscheinlich ist in Kassel anders und der obigen Angabe gemäß); 6) der Stundenplan; 7) besondere Einrichtungen, Vorzüge und Mängel. Bei den Nachrichten über Preuß. Gymnasien würde der Correspondent, welcher am Sitz des Provinzial-Schul-collegiums wohnt, zugleich die Güte haben, dieses mit aufzuführen. Ein in der That billiger Wunsch, der nichts weiter als eine vollständige Geschichte des Gymnasiums bezweckt, welche denn ohne Veränderung, wie sie eben eingeschickt ist, gleichviel ob lang oder kurz, dem jährlich herauszugebenden Buche einverleibt werden soll; die Herausgeber haben dabei das bequeme Geschäft des Redacteurs, und ihnen unbewußt wird das Buch nach Jahren ein tüchtiges Buch, aber freilich auch ein mächtiger Quartband, denn die Stundenpläne sollen nur eine Seite füllen und dürften sonach das Quartformat erfordern, der ziemlich theuer werden kann.

Was nun den Plan dieses Buches anlangt, so muss ich offen bekennen, daß ich den ganz vermißte. Es soll nämlich eine Statistik deutscher Gymnasien sein, in welcher aber Ostreich fehlt, dagegen Dänemark, ja sogar Island aufgeführt ist, und Baiern sich erst im Nachtrage findet, den man aus dem in der Mitte des Jahres 1835 erschienenen Staatshandbuche hat abdrucken lassen. Mit den Gymnasien des Königreichs Preußen (soll heißen des Königl. Preußischen Staats) beginnt das Buch, und schickt folgende allgemeine, doch wohl nicht durch den Director B. Thiersch mitgetheilte, Bemerkungen voran:

1) Jedes Preußische Gymnasium soll aus sechs Klassen bestehen, welche je zwei eine Bildungsstufe ausmachen, so daß VI. und V. die untere, IV. und III. die mittlere, II. und I. die obere Bildungsstufe darstellen. Die katholischen Gymnasien haben (am Rhein und in Westphalen) sieben Klassen, nämlich II. a. und II. b., jede mit einem einjährigen Cursus; dagegen die evangelischen Gymnasien in II. zweijährige Curse. Man sieht mit welcher Genauigkeit die Herren Verf. die ihnen von ic. Thiersch mitgetheilten Programme benutzt haben, da sie nicht einmal wissen, daß, um nur die Gymnasien unserer Provinz anzuführen, das Alt-

städtsche Gymnasium ein Ober- und Unterseunda bis Michael 1834 hatte, und Braunsberg (ein kathol. Gymnasium in Ostpreußen) noch immer ein Secunda A. u. B. hat, das Friedrichscollgium noch immer zwei coordinirte Tertia hat, in Danzig, Gumbinnen und Tilsit aber ein Ober- und Untertertia eingerichtet ist, das überhaupt überall sieben Klassen existiren, wo eine hinreichende Anzahl von Lehrern vorhanden ist. Freilich kannten sie die Verordnung des K. Ministerii der g. U. u. M.A. vom 19. Dec. 1835 noch nicht, nach welcher die für den ganzen Gymnasialunterricht als erforderlich anzusehende Zeit von 9 Jahren so vertheilt werden soll, daß der Lehrcursus von Sexta bis Quarta einschließlich einjährig, von Tertia bis Prima zweijährig ist (oder was eben so viel ist, daß 2 Jahre auf die untere, 3 Jahre auf die mittlere und 4 Jahre auf die obere Bildungsstufe kommen), und daß, wo eine hinreichende Anzahl von Lehrern vorhanden ist, die drei obren Klassen in zwei Abtheilungen, deren eine der andern subordinirt ist, jede mit einem einjährigen Pensum für den ganzen Sprach- und wissenschaftlichen Unterricht getheilt werden sollen. Sonach ist die Absicht des hohen Unterrichts-Ministeriums selbst 9 Klassen zu genehmigen.

Auch was über die Etats der Gymnasien und deren Verwaltung gesagt ist, ist Theils ungenau, Theils unwahr. So z. B. die rein Königl. Gymnasien, d. h. welche blos vom Staate dotirt sind, haben einen geschlossenen Etat, den die Staatskassen decken und keine Administration nöthig machen. Die Gelder werden erhoben und nach dem Etat verwandt, und die einfache Jahresrechnung mit den Belegen entweder von einem besondern Rendanten, oder vom Director abgelegt. Aber die Einnahme des Schulgeldes und die etwaigen Ueberschüsse aus diesem, erfordern die nicht eine Verwaltung? und nicht leicht möchte es ein Gymnasium geben, das nicht ein Grundkapital zu verwalten hätte, auch hievon könnten sich die Herren Editoren durch die Programme belehren lassen, so wie darüber, daß die vortragenden Schulräthe bei den Provinzialschulcollegien nicht überall Consistorialräthe, sondern auch Geheime Reg. R. und Regierungsräthe titulirt werden.

Worin besteht nun aber die vollständige Auskunft über die Preuß. Gymnasien? S. 3 wird mit der Provinz Brandenburg begonnen, und zwar mit den Gymnasien in Berlin, und schon S. 59 zu den Gymnas. des Königreichs Sachsen übergegangen, bei einem Drucke von höchstens 30 Zeilen auf der Seite. Man findet nämlich nur das Lehrerpersonale und die Schülerzahl; mit welcher Genauigkeit das erstere, möge als Beispiel das Kön. Friedrichscollgium dienen S. 52, dessen

ersten Oberlehrer Lenz die Herren Verff. unter die Hilfslehrer gestellt haben! Auch ist das Buch voll von Abschreibe- oder Druckfehlern. Beschränke ich den Nachweis zunächst auf die Provinz Preußen; so findet sich S. 48 Behaag statt Rehaag in Coniz, bei Elbing S. 49 die Eintheilung der Lehrer in: Lehrer und ordentliche Lehrer, zu jenen sind der Director und die drei Oberlehrer, oder, wie sie hier heißen, Professoren, zu diesen die sogen. Unterlehrer gezählt. Was heißt das? S. 50 heißt der Oberlehrer Gutzlaff in Marienwerder, ein Verwandter des Missionärs in China, von dem die Herren Verf. doch gewiß gehört und gelesen haben, Gutzlast (doch findet sich dieser Name am Ende des Buches corrigirt). S. 51 steht in Braunsberg Prof. Bester statt Biester. Bei Gumbinnen S. 52 Kusser statt Küsner; am Friedrichscollgium Merleken statt Merleker als Ordinarius von Tertia, und Hagen als Ordinarius in der coordinirten zweiten Abtheilung von Tertia! wie wäre das möglich? bei einem ganzen Tertia noch eine zweite Abtheilung zu machen! wir nennen die Abtheilungen III. A. u. III. a. schon seit mehr als zehn Jahren; bei diesem Gymnas. ist die Rangordnung der Lehrer durchaus unrichtig. S. 53 steht Mütnich statt Mütrich am Altsächsischen Gymnasium. S. 54 bei Lyk Chrzescinki Chrzescinski. S. 55 bei Rastenburg Klupp statt Klupsz. Von Tilsit fehlte ihnen das Programm, und auch damit waren sie zufrieden.

Aber vielleicht sind die Nachrichten über Gymnasien, die den Verff. näher liegen und bekannter sind, vollständiger? Vergleichen wir das Gymnasium in Kassel, bei welchem die Verff. als Lehrer arbeiten. Auch hier erfahren wir nichts weiter als die Namen der Lehrer, die Schülerzahl, einen Stunden-(nicht Lections-) Plan für das Wintersemester 18^{2/3} und ein Verzeichniß der Lehrbücher. Eine Geschichte oder Statistik? Keineswegs! Von Vergleichungen und Resultaten derselben ist nicht die Rede! — Sonach halte ich das Buch für durchaus seinem Titel nicht entsprechend und überhaupt mit der größten Sorglosigkeit gearbeitet. Druck und Papier sind gut, der Preis von 25 Sgr. für 12 Druckbogen zu hoch.

Seit zehn Jahren besteht bereits die treffliche Einrichtung des Programmen-Austausches, und es dürften sich interessante Resultate aus diesen Schulschriften ziehen lassen. Wie gern gäbe man auch die frühere Geschichte der Gymnasien der Provinz Preußen, die jedoch nur von einigen in den Programmen sich findet; mit Dank wird die Redaction dieser Blätter oder der Unterzeichnete die gefälligst mitgetheilten Nachrichten entgegennehmen und gewissenhaft benutzen.

Königsberg.

R. F. Merleker.

Zur Beachtung für Elementarlehrer.

Sind zweckmäßige Leitfäden für irgend einen Unterrichtsgegenstand einem praktischen Schulmann jedesmal willkommen, — so verdient auch der, vor einigen Monaten in der Hartungschen Hofbuchdruckerei unter dem Titel:

„Kern der deutschen Sprachlehre“ erschienene, und zunächst Schülern unsrer Volksschulen bestimmte Leitfaden, einer läblichen Erwähnung und bei allen Elementarlehrern einer gerechten Anempfehlung.

In zwei Bogen hat der verehrte Herr Verfasser — der in einer Reihe von Jahren als praktischer Schulmann gar wohl das Bedürfnis für diesen, unsren Elementarschulen so höchst wichtigen Unterrichtsgegenstand kennen lernen konnte — das Wichtigste aus der Laut-, Wort- und Satzlehre, mit sorgfältiger Benutzung der neuern Sprachlehren, zusammengestellt, in kurzen, leicht verständlichen und zur Bequemlichkeit numerirten Abschnitten, die bestimmt sind, dem Schüler als Grundlage des ihm vom Lehrer darüber ertheilten Unterrichts zu dienen. Vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, sind diese Abschnitte in ihren Ansforderungen an den Schüler, oder in den, demselben gestellten Aufgaben, durchaus Kraft erweckend und bildend, — was jeder Lehrer erkennen wird, der die Winke sorgfältig beachtet, welche der Hr. Verf. über den zweckmäßigen Gebrauch des Büchleins in einem besondern Nachworte ausführlich dargelegt hat. So kurz das Ganze auch ist, so ist durchaus nichts Wesentliches der deutschen Sprachlehre darin übergangen, vom ersten Lautzeichen an, bis zum Periodenbau und der dabei unentbehrlichen Interpunktions, — und welcher unsrer Elementarschüler den Inhalt des Büchleins genau in sich aufgenommen hat, wird in seiner Muttersprache gewiss nicht unbewandert sein, — Etwas, das allen Schülern unsrer Volksschulen von Herzen gewünscht werden muß, da es damit im Allgemeinen noch immer sehr kläglich beschaffen ist. — Dass die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen und das Büchlein bereits in vielen Elementar- und Privatschulen eingeführt ist und mit Nutzen angewendet wird, dürfte übrigens den besten Beweis liefern von dem Werthe und der Brauchbarkeit desselben. Wir würden uns freuen, wenn wir die Aufmerksamkeit recht vieler Schulvorsteher, namentlich auch derer in kleinen Städten auf dieses zeitgemäße Lehrmittel gelenkt hätten. — Der Preis von zwei Silbergroschen für ein gebundenes Exemplar ist übrigens so gering, daß sich auch arme Kinder diesen Leitfaden anschaffen können.

— r.



Zusatz zu der im Mai - Hefte dieser Blätter enthaltenen
Recension von Zedlig's Werke über den Preußi-
schen Staat.

S. 523 sind nach dem über die Schriftgießerei in Tru-
tenau Ausgesprochenen die Zeilen ausgefallen:

„Das Schloß Holstein gehört nicht mehr dem Banquier
„Oppenheim. — Caporn ist kein Königliches Domainen-
„rentamt mehr.“ —

Ich würde dieses gar nicht erwähnt haben bei den schon vielen
sonstigen nachgewiesenen unverzeihlichen Fehlern der Zedlig-
schen Compilation, wenn nicht durch die Auslassung der einen
Zeile über Caporn die spätere auf derselben Seite enthaltene
Bemerkung falsch gedeutet werden könnte.

Es freut mich aber bei dieser Gelegenheit nachträglich
noch anzeigen zu können, daß die auf derselben Seite erwähnte
Vierbrüderſäule, welche bis jetzt noch steht, aber in sehr ver-
fallenen Umständen, ihrer Erneuerung entgegen sieht. Schon
ist das Denkmal bei Rudaū erneuert worden, wovon uns
eine gediegene Schrift des Stadtraths Herrn Degen und
Zeitungsnachrichten in Kenntniß gesetzt haben; hiezu haben
die Stände des Fischhausenschen Kreises viel beigetragen;
und sie werden es auch hoffentlich sein, durch welche diese
Erneuerung zu Stande kommt.

Ferner bin ich dem Herrn Superintendenten Kah in Ra-
stenburg dankbar verpflichtet für die gütige Nachweisung,
welche Bewandtniß es mit dem von mir S. 521 bezweifelten
Mons pietatis habe. Ich kannte diesen Ausdruck, so wie
den Französischen Mont de pitié nur in der Bedeutung von
Lombard oder Leibhaus, und ahndete nicht, welch' eine
großartige Stiftung Königs Friedrich Wilhelm I. darunter
verstanden sei. Ich behalte mir vor im nächsten Stücke dieser
Provinzial-Blätter von dieser gütigen Mittheilung den ge-
eigneten Gebrauch zu machen, und indem ich meinen Dank
wiederhole, füge ich den Wunsch hinzu, daß solcher belehren-
den Mittheilungen immer mehr werden mögen.

S t r u v e .



ten Werke einzufinden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerte Sitte allgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, wofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ist ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch schlichten, aber edlichen Mitbürgers erregt allgemeines Interesse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft die Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadtrath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Unstalt zur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in ihrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten zum Besten der Unstalt gedachten Vereins herausgegeben, so daß der Ueberschuß der Einnahme der Kasse derselben zustießt. Aufsätze, Gelder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein“ zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden stets willkommen sein. Ich wünsche nicht, daß dieselbe nur des wohlthätigen Zwecks wegen, welchen sie mit fördern hilft, gehalten werde, sondern nur allein ihres Inhaltes wegen. Wer sie nur des ersten wegen hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins einen Beitrag zuzuwenden.

Die Recension: „Ueber Drumanns Geschichte Roms“ hat wegen Mangel an Raum in diesem Hefte nicht aufgenommen werden können, wird aber im folgenden abgedruckt werden.

Richter.

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-035966

I.	Wo blei- Gizung schn an und Preis	529
II.	Uebericht von den Dienstleben des am 18. Nov. 1835 verstorbenden Herrn Polizeipräs. Schmidt. Von F. M.	555
III.	Gizet und seine religiösen Meritungen	567
IV.	Dinter-Verein.	585
V.	Anti-Lorinser. Dr. E. Hagen.	591
VI.	Ueber Lehrerinnen und ihre Ausbildung. Von Z.	600
VII.	Einige Beobachtungen in Beziehung auf die Schrift des Hrn. Dir. Dr. Gotthold: „Dr. Lorinsers Beschuldigung der Schulen“ etc. Von Preuss.	614
VIII.	Ueber die wilden Tauben. Vom Prediger Rößler zu Gerdauen.	617
IX.	Bitte, die bei Gräbereien bisweilen vorkommenden fossilen Zapfen, fossiles Holz und Bernstein-Insekten betrifft. Von Dr. Berendt zu Danzig.	623
X.	Literarische Chronik. Statistik der deutschen Gymnasien für das J. 1835, von Prof. Dr. Brauns und Dr. Theobald Recen- sirt von K. F. Merleker.	626
	Zur Beachtung für Elementarlehrer.	631
	Zusatz zu der im Mai-Hefte dieser Bl. enthaltenen Recension von Jedlik's Werke über den Preußischen Staat. Von Grude.	632

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. Juni.